L. O. Germ. Heinrot
~~1569 m.~~
593 r

Gesammelte Blätter

von

Treumund Wellentreter.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dritter Band.

Prosa und Poesie.

Leipzig,
bei J. F. Gleditsch.
1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An die Leser.

Es giebt etwas für den Menschen, das nicht mannichfaltig genug gesagt und nicht einfach genug festgehalten werden kann. Hier, wie früherhin haben wir dieses Etwas im Auge gehabt. Jedoch: „Eines schickt sich nicht für Alle;" und: „der Glaube ist nicht Jedermann's Sache." — Was nicht dahin gehört, ist Zugabe.

Inhalt.

Prosaischer Theil.

Seite.

I. Zur Einleitung. Reelle und ideelle Welt. — 3
II. Die rechte Richtung. = = = = = = = — 20
III. Die rechte Stimmung. = = = = = = — 29
IV. Seelenfriede. = = = = = = = = = = — 45
V. Ueber den falschen Lebenszwang. = = = — 55
VI. Wo es der philosophischen Moral fehlt. = — 72
VII. Was ist Sünde? = = = = = = = = — 124
VIII. Auch etwas über Mystik und Mysticismus. — 147
IX. Der neue Mensch. = = = = = = = = — 185
X. Das Geheimniß des Lebens. = = = = = — 199

Poetischer Theil.

Seite.

Erste Abtheilung. Religiöse Poesie.
1. Der Heiland. In Bildern nach der heiligen Schrift. = = = = = = — 217
2. Worte des Glaubens. = = = = = = — 304
Zweyte Abtheilung. Aus häuslichem Kranze. — 315
Dritte Abtheilung. Lieder aus geselligem Kreise. — 322

Prosaischer Theil.

I.

Zur Einleitung.

Weltlich und Ueber-weltlich.

Der Garten des Glücks ist noch nicht verschlossen. Wie fehl auch so Viele gehen, wie sehr sie sich in den Mitteln irren, wie sehr sie sich, verblendet, selbst täuschen, wie bitter sie die Folgen ihrer Verirrungen empfinden: dennoch giebt es einen untrüglichen Weg zum noch nicht gefundenen, und einen eben so untrüglichen zum verlohrnen Glück. Betrügen wir uns nicht vornehm über unsere Bestimmung! Weisen wir nicht im Uebermuth der Selbstgenügsamkeit oder im Unmuth der Verzweiflung das Wort Glück von uns zurück! Ursprünglich wollen wir Alle glücklich seyn; und wer glücklich seyn will bedarf des Glücks; und die Glückseligkeit selbst ist nichts anderes als das

höchste, reinste, das wahre Glück. Eben zum Unterschied vom Scheinglück ist das Wort Glückseligkeit erfunden. Das Scheinglück aber haben Alle, die es in der Welt suchen; das wahre, die es über der Welt finden. Abermals trete man nicht vornehm zurück, so wie die Worte weltlich und überweltlich ausgesprochen werden! Weiß man wirklich was sie sagen wollen? Man hat sich frühzeitig einen Begriff von Leben und Freude und Wohlseyn gebildet und in das Wort „Welt“ zusammen gefaßt; und wiederum einen Begriff von Abgestorbenheit und Trauer und Leiden, und dem Ganzen den Nahmen des Mysticismus oder der religiösen Schwärmerey gegeben. Nichts ist demnach natürlicher, als daß man die Thoren verlacht, die das was der Mensch wünscht, außer der Welt suchen. „Außer der Welt, — sagen sie, — ist das Land der Hirngespinste; und die Liebhaber dieses Landes gehören als Verrückte ins Irrenhaus, und nicht unter vernünftige Leute.“ Es ist nicht zu zählen wie viel solcher vernünftigen Leute es giebt. Wie aber wenn ihre Ansicht nicht vernünftig wäre? Die Erde die uns trägt, der Himmel der sich über uns wölbt mit seiner Sonne, seinem Monde und seinen Sternen, sodann auf unserer Erde das ganze Stein- und Pflanzen- und Thierreich, und die gesammte Masse der

Menschen mit ihren Staaten, Einrichtungen, Gewerben u. s. w., alles dieß ist der Inhalt dessen was wir ganz eigentlich „Welt“ zu nennen berechtiget und auch gewohnt sind. In diesem Catalog steht nun nichts von Leben, Freude und Wohlseyn: denn das Firmament und alle Naturreiche der Erde, und alle Staaten und Einrichtungen der Menschen können kein einziges Leben erhalten wenn es seinem Ende naht, und, so lange es dauert, ihm weder Freude noch Wohlseyn geben, wenn es nicht selbst dafür empfänglich ist. Leben, Freude, Wohlseyn ist also immer Sache des Individuums und nicht der Welt. Hat das Individuum an der Welt Vergnügen: wohl ihm! wo nicht, so kann die Welt, was das Individuum nicht hat, auch nicht gewähren. „Nun aber: die Welt gehört doch dazu, wenn man leben, sich freuen, wohl seyn will!“ Allerdings. Und dieß ist es was man festgehalten hat, als ob es die einzige Bedingung zu Allem diesem wäre. Aber die Welt ist wie der Mensch. Der Gelbsüchtige sieht sie gelb, der Alte abgestorben, der Grillenfänger unvollkommen. Bringst du Leben und Freude nicht mit dir, die Welt giebt sie dir nicht; im Gegentheil: je weniger du Leben, Freude und Wohlseyn in dir hast: desto abgestorbener, trauer- und leiden-reicher ist dir die

Welt. Oder giebt es etwa kein Unglück in der Welt? keine Widerwärtigkeiten? keine vereitelten Pläne, Hoffnungen, Erwartungen? keine Vergänglichkeit alles Schönen und Herrlichen? keinen Druck und Kummer? kein mühseliges Leben für so Viele? hat nicht das Glück in der Welt selbst den Beynahmen des Unbeständigen? Macht und Ansehen, Reichthum und Güter, selbst Freunde und Geliebte, selbst Jugend und Schönheit, selbst die Fülle der Kraft und Gesundheit, wer sichert denn dieß Alles vor Zufällen die es rauben? und raubt nicht endlich Alles die verzehrende Zeit? Wo ist denn etwas Festes, Bleibendes, Dauerndes in der Welt? Gleichwohl suchen wir das Feste, Bleibende, Dauernde; wir suchen ein Glück das uns treu bleibt. Es ist demnach wohl nicht so thörigt, wie Viele meinen, das Glück nicht in der Welt zu suchen: weil es so oft nicht gefunden, so oft verlohren, so oft entrissen wird, und, wenn wir aufrichtig seyn wollen, uns nie in dem Maße zu Theil wird, wie wir es suchen und wünschen. Wer ist denn wohl je von den Gütern der Welt gesättiget worden? Gesättiget wohl, aber in einem besonderen Sinne: nehmlich nicht in dem der Genüge, sondern in dem des Ueberdrusses. Und so ist es denn wohl auch nicht thörigt zu fragen, wo ein Glück zu finden sey, dessen

man nicht überdrüssig wird; und, da dieß, laut der täglichen Erfahrung und der Erfahrung aller Zeiten, von der Welt nicht zu hoffen ist, auch zu fragen: wo es sonst zu hoffen sey. Aber was soll uns denn dauerndes, reines, unerschöpfliches Glück geben, wenn es die Welt nicht giebt? Wir selbst? Oft heißt es zwar: der Mensch muß sein Glück in sich selbst suchen! Ein sicherer Beweis, daß das Glück in der Welt dem Menschen nicht Genüge leistet. Aber wenn der Mensch nur nicht zu sehr von der Welt abhängig wäre! Kann er denn auf irgend eine Weise bestehen ohne die Welt? Viele haben es versucht ohne die Welt auszukommen, allen Bedürfnissen, die sie an die Welt binden, zu entsagen, und sich selbst genug zu seyn. Aber mit welchem Erfolg? Sie haben sich das Leben geschmälert, verkümmert, und ihre Tage in Einsamkeit, in Verschlossenheit vor der Welt, in Entbehrung aller Art verdüstert und vertrauert. Haben sie etwas gewonnen? Nein, gestehen wir es ein, wir sind an die Welt gebunden, mit tausend Fäden, zu unserm Heil: um zu genießen und zu wirken, zu lernen und uns auszubilden, nützlich zu werden und Nutzen zu ziehen. Das wollen wir doch ja nicht verkennen! Kurz, wir können nicht ohne die Welt auskommen, wenn wir nicht untergehen wollen. Aber freylich,

das Glück, das wir suchen, das dauernde, reine, ungetrübte Glück, giebt uns die Welt dennoch nicht, eben so wenig als wir es aus uns, getrennt von der Welt, herauszuspinnen vermögen. Nun, wo soll es denn seyn dieses Glück, wenn es nicht in der Welt ist, und auch nicht unmittelbar in uns? Oder wäre es vielleicht nur ein falscher Weg, das Glück in sich selbst zu suchen, indem man sich von der Welt trennt? Könnte man nicht mit der Welt verbunden bleiben, und dennoch das Glück in sich finden? Man sagt: der Weise vermöge es. Wie fängt er es an? Was hat er für Hülfsquellen? Wo entspringen sie? „Sein Bewußtseyn ist die Quelle seines Glücks.“ Welches Bewußtseyn? Ein jeder Mensch hat doch das seine, und so müßte jeder glücklich seyn. „Es ist das reine, das unbefleckte Bewußtseyn oder Gewissen, und das hat nicht ein Jeder.“ Das ließe sich hören. Worinne besteht denn aber dieses reine Bewußtseyn? „In der Erfüllung der Pflicht.“ Welcher Pflicht? „eben der, welche ihm das Gewissen auflegt.“ Nun so wären wir ja auf einmal in einer andern Welt: in der des Gewissens. Was ist denn aber dieß für eine Welt? „Die Welt des freyen Geistes.“ Diese Welt steht also über der gewöhnlichen, sie ist eine unsichtbare, im Gegensatz gegen die sichtbare, und was in ihr ge-

schieht, weil es dem gewöhnlich-weltlichen entgegen steht, ist etwas über-weltliches. So hätte denn also doch dieser Begriff, der von Vielen als Chimäre verlacht wird, seine Bedeutung gefunden. Oder ist das Gewissen selbst etwa eine Chimäre? Es giebt Leute die es behaupten; wir möchten sie aber nicht unter die Glücklichen zählen, so wie wir denn auch unsre Leser nicht unter diejenigen zählen die dieß behaupten. Wir nehmen uns auch nicht etwa vor, diese Behauptung zu widerlegen: in wem noch das Gewissen wacht, für den ist sie schon widerlegt; und überhaupt wird sie nie im Ernste und aufrichtig aufgestellt, sondern, nur um dem Schalke in uns das Wort zu reden, der, ohne es zu wollen, ein Zeuge für das Gewissen ist. Ist demnach dieses keine Chimäre, so ist es auch die über-weltliche, die geistig-freye Welt nicht. Aber es erhebt sich eine Schwierigkeit, ein Zweifel gegen das Glück im Bewußtseyn der Pflicht-Erfüllung, von einer andern Seite. Nehmlich wer kann denn sagen daß er seine Pflicht erfülle, daß er dem Gesetz des Gewissens Genüge leiste, vollständig und rein, wie es von diesem verlangt wird? Niemand! Keiner hat es je gekonnt der vom Weibe gebohren ist. Oder will etwa Einer auftreten und dieß behaupten? Er komme! An sich selbst kann er es nicht beweisen, denn:

„so wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.“ Wer wahr ist gegen sich selbst, muß sich auch als einen Uebertreter des Gesetzes anerkennen. An Andern kann er aber die Gesetz-Erfüllung auch nicht kennen, denn er hat sich nicht in sie hineingelebt, und vermag nicht ihr Inneres zu beurtheilen. Und da noch keiner erschienen ist, der sich für sündlos ausgegeben hätte, außer der Eine, der es war: so können wir ganz ruhig und sicher annehmen, daß es auch keiner sonst gewesen ist: er würde sich schon gemeldet, und noch mehr, er würde es durch die That bewiesen haben: denn wer ohne Sünde ist, ist heilig; wer heilig ist, ist göttlich; wer göttlich ist, ist allweise und allmächtig; und als solcher hat sich bis jetzt nur Einer gezeigt. „So gäbe es denn gar keine Weisen, und folglich auch keine Glücklichen durch sich selbst?“ Im vollen, reinen Sinne des Worts nicht. „Nun so ist wenigstens das volle, reine Glück eine Chimäre?“ Nicht zu geschwind abgesprochen! nicht übereilt! Sind wir denn der Behauptung beygepflichtet, daß das echte Glück unmittelbar in uns selbst und durch uns selbst zu finden sey? Daß wir es, wenn es ein solches giebt, in uns empfinden, und dazu, daß dieß geschehe, auch beitragen müssen, wollen wir keinesweges in Ab-

rede seyn: allein hieraus folgt nicht, daß wir dieses Glück allein uns selbst zu verdanken haben. Können wir doch auch nicht äußerlich und leiblich leben, aller Lebens-Anlage und Kraft in uns ungeachtet, wenn uns nicht aus fremder Quelle Luft und Nahrung gegeben wird. Wie? wenn dieses mit dem über-weltlichen Leben, und folglich auch mit dem Glück dieses Lebens der gleiche Fall wäre? Und so ist es! Unser Gewissen bezieht sich auf ein Höheres, steht in Verbindung mit ihm, zieht seine Nahrung aus ihm, und wird von ihm getragen und erhalten, wie sich unser Leib auf die Erde bezieht, in Verbindung mit ihr steht, seine Nahrung aus ihr zieht, von ihr getragen und erhalten wird; und wie dieß der gleiche Fall zwischen der Erde und der Sonne ist. „Es gäbe also für unser über-weltliches Leben einen eben solchen Boden, und gleicherweise eine Sonne, wie für das weltliche in seiner Art?" Nochmals: so ist es! Aber wie der, der leiblich leben will, sich nicht von der Erde, wie die Erde, welche bestehen will, sich nicht von der Sonne trennen darf: so, ganz und gar so, darf auch der, welcher überweltlich leben will, sich nicht von dem Boden, der allein ihn hier tragen kann, sich nicht von der Sonne, die allein ihn hier erleuchten und erwärmen kann, zurückziehen und tren-

nen. Und Sonne und Boden ist hier Eines, und dieses Eine ist Gott, der Vater aller Dinge, von dem es heißt: „die Welt kennet dich nicht." Wie sollen wir aber dieses, der Welt unbekannte, zu unserm überweltlichen Leben, und folglich auch zum Glück in und aus diesem Leben, unentbehrliche Etwas kennen lernen? Indem wir es suchen und finden lernen. Lernen? Allerdings! denn von Hause aus besitzen wir diese Kunst oder Wissenschaft nicht. „Wer giebt uns denn aber hierüber Unterricht?" Die menschliche Weisheit nicht: denn diese ruht allein auf sich selbst und hat nichts als sich selbst, und ist hiebey dürftig und verlassen genug: sondern die göttliche Weisheit, welche dem gläubigen Sinn als Offenbarung gegeben ist. Wir müßten also auch glauben? also auf das Wissen Verzicht thun, und folglich wohl gar unsere Vernunft verläugnen? Viele sind der letzteren Meinung gewesen und sind es noch, aber sie beweisen dadurch nur daß sie weder wissen was Vernunft, noch was Glaube ist. Die Vernunft ist das geistige Auge des Menschen zur Erkenntniß des Ueberweltlichen. Nun ist aber schon das weltliche Auge kein nütze ohne seinen Gegenstand: die Welt. Sollte denn das überweltliche Auge uns dienen können ohne Gegenstand? Und dieser Gegenstand ist eben die Offenba-

rung, von der wir reden, der Gegenstand, ohne welchen die Vernunft ihr Geschäft, das Sehen, nicht betreiben kann, so wenig als die Offenbarung ohne Vernunft erkannt werden kann. Die Erkenntniß also, das volle Wissen, und zwar das Wissen vom Ueber-weltlichen, soll durch die Offenbarung nicht genommen, sondern gegeben werden. Nun aber was thut der Glaube hiezu? Oder vielmehr hebt der Glaube nicht alles Wissen auf? Wir sagen eben, daß, die so reden, nicht wissen was der Glaube ist. Der Glaube ist nicht das Wissen, nicht das Sehen; dieses ist sehr wahr: er ist aber das Element, das Medium, durch welches geistig oder überweltlich gewußt und gesehen wird. Um leiblich oder weltlich zu sehen, bedürfen wir auch eines Elements oder Mediums: es ist das Licht. Nun, was das Licht für das äußere Auge, das ist der Glaube für das innere. Die Vernunft ist nicht das Licht, wie Viele meinen, so wenig das äußere Auge sein selbst Licht ist: sondern die Vernunft ist auch nur Auge, für das Ueberweltliche, zu dessen Erkenntniß es des Lichtes bedarf. Und dieses Licht ist der Glaube. Darum reden auch heilige Männer vom Licht des Glaubens. „Wie kann aber, was dunkel ist, Licht seyn? und der Glaube ist doch die Dunkelheit selbst!“ Hast du schon geglaubt? Hast du schon

im vollen Vertrauen dein Herz zu Gott gewendet? Wenn ein gütiger Wirth köstlichen Wein an Arme und Kranke spenden will, meinst du nicht, daß es klüglich gethan ist, wenn sie leere Becher bringen, damit der Segen reichlich in sie ströme? und ganz klüglich, wenn sie ihre Becher vorher gereinigt haben, damit das köstliche Getränk des Lebens nicht verderbe? Nun so ist es auch mit dem Glauben bewandt. Er ist die geistige Armuth, d. h. die Leerheit der Seele von allem eitlen Wissen in Beziehung auf Ueberweltliches — das weltliche Wissen, die Welt-Erfahrung geht dem Glauben nichts an: das weltliche Licht und das weltliche Auge ist für das weltliche Leben da — er ist die reine Verzichtleistung auf alles eigene Erkennen des Heiligen und Göttlichen, das wir nicht sind und nicht haben, nicht in uns finden, und folglich auch nicht in uns und durch uns allein zu erkennen vermögen; er ist die gänzliche Hingabe unseres Licht-bedürftigen Wesens an jenes Ueberweltliche, was durch und durch Licht ist. Und diese Hingabe ist Zuversicht, ist Vertrauen daß wir hier Wahrheit und keine Täuschung finden werden, ist ein Zug, eine Hinneigung, ein Aufflug unseres Herzens zum unerkannten, aber gesuchten, geahndeten, ersehnten Gegenstande dieses Glück- und Heil- und Leben-

und Liebe= und Freude=bedürftigen Herzens. Dieß ist der Glaube. Allerdings ein dunkler Zustand, eine Verzichtleistung auf alles eigene Licht im Ueberweltlichen, aber eben darum eine Fähigkeit dieses Licht aus der Quelle zu empfangen, aus welcher es unvergänglich strömt. Soll man den Glauben, wegen dieses seines Wesens verwerfen? Ist doch das Dunkel überhaupt die Bedingung der Erscheinung des Lichts: denn wohin sollte das Licht scheinen wenn es nicht in das Dunkel schiene? Das, was erhellet und beleuchtet wird ist ja allezeit das Dunkel! Und sollten wir etwas wagen wenn wir uns dem Glauben hingeben? Wenden wir uns ja doch mit dem Glauben nach der Lichtquelle hin! Geht nun diese in uns ein, so sehen wir ja ob wir erleuchtet sind, wir sehen es durch die Vernunft, diese Richterin des Lichts und der Finsterniß, und ihr Zeugniß vom Licht ist wahr, so gewiß das Zeugniß des Auges vom Licht der Aussenwelt wahr ist. Also gar nichts wagen wir mit dem Glauben, aber Alles haben wir durch ihn zu gewinnen in der Welt, die über der Welt ist. Versuchen wir es doch mit dem Glauben auf die beschriebene Weise; wir werden ja sehen ob er uns täuscht oder nicht, haben wir doch den Wahrheitssinn, die Vernunft, zur Seite, die uns vor aller Täuschung sicher

stellt. — Und so wäre denn wirklich, falls dieß Alles so wahr ist, der Glaube das eigentliche Element, das Medium der überweltlichen Erkenntniß, des überweltlichen Wissens, Erfahrens, Sehens, Begreifens, oder wie wir dieses neue Besitzthum nennen wollen. Kurz der Glaube wäre die Bedingung des überweltlichen Schauens, folglich so viel als das überweltliche Licht selbst, da durch den Act des Glaubens dieses Licht in uns eintritt. „Aber es war ja eigentlich von einem reinen, dauerhaften Glück in dieser Sphäre, die über der Welt ist, die Rede." Es war aber auch die Rede, und zwar ganz zu Anfange, von einem untrüglichen Wege zu diesem Glück. Und dieser Weg, behaupten wir, ist mit dem Glauben und durch ihn gegeben. Wer den Glauben hat, hat den Weg znm Glück. „Wie dieses?" Der Glaube lehrt Gott suchen und finden; und in diesem einzigen Geschäft des Gottsuchens und Findens besteht das volle, reine Glück des Menschen, seine eigentliche Seligkeit. Das Geschäft des Gott-suchens und Findens ist das Fortwandeln auf der Bahn der Frömmigkeit, nnd die Frömmigkeit ist nichts anders als das Hangen an Gott. Aber nur indem wir uns frey erhalten von aller Befleckung der Welt, bleiben wir in Verbindung mit Gott; wir fallen aber von ihm ab, so wie wir

aus dem Kreise dieser Freiheit heraustreten. Aber diese Freiheit muß nicht etwas für sich seyn wollen, keine Losgerissenheit vom Höchsten, kein unbedingtes Wirken und Walten im Kreise der Selbstigkeit, sondern unser Selbst muß Gott angehören, an ihm haften und hangen, ihm ergeben und eigen seyn. Von Gott darf nichts uns reißen, keine Kluft darf zwischen ihm und uns befindlich seyn, nichts Irdisches und Endliches darf sich zwischen ihn und uns stellen, es muß eine unmittelbare Gemeinschaft, ein ununterbrochener Zusammenhang zwischen ihm und uns Statt finden. Kurz, Gott muß unsere Liebe, unsere wahre, höchste, einzige Liebe seyn. So ist unser Wandel ein Wandeln in der Liebe, welche das Höchste ist, und ein Wandeln im Licht, durch welches wir zu dieser Liebe gelangen und ihr verbunden bleiben. Das Licht darf nicht von der Liebe, und die Liebe nicht vom Lichte getrennt werden. Sie sind die beyden Angeln, zwischen welchen sich der Mensch bewegen muß, die beyden Pole, welche nicht ohne einander bestehen können. Hat der Mensch den einen verlohren, so verliehrt er auch den andern. Wer frey seyn will — und nur das Licht macht frey — ohne die Liebe, hat das wahre Licht nicht, sondern nur ein Schein-Licht: denn das wahre Licht wohnt in der Liebe, und ist aus

der Liebe und führt zur Liebe. Ein Solcher ist im Dunkeln, ob er gleich hell sähe: denn er sieht nur mit irdischem Auge, für welches die über-weltliche Klarheit verschlossen ist. Und wer zur Liebe eingehen, wer Gott ergreifen will ohne das Licht, findet ihn nicht, sondern nur die Qual und Angst des unsichern Umhertappens und den Verlust der Freiheit ohne den Gewinn des Lebens. Licht und Liebe, Maß und Ziel, ist die Losung des Lebens. Ohne Ziel schwankt der Mensch unstet umher, ohne Maß kann er das Ziel nicht finden noch erreichen. Das Maß ist das Leben im Gesetz der Freiheit, das Ziel ist die Beziehung dieses Lebens auf das Höchste, in welchem das Leben selbst und die volle Genüge ist. Nur durch den Glauben gelangen wir zu Maß und Ziel, zu Licht und Liebe; und wer den Glauben nicht hat, hat auch das Licht und die Liebe nicht.

Diese Wahrheiten, diese Bedürfnisse des nach Glück strebenden Menschen, recht anschaulich, recht fühlbar zu machen, ist der Zweck aller folgenden Aufsätze. Es ist Ein Punkt, um den sie sich alle bewegen, es ist das Eine was Noth ist, zunächst Noth ist: der Glaube. Mit dem Glauben ist Alles gefunden, was der Mensch bedarf um weiter zu kommen. Mit dem Glauben ist aber noch nicht Alles gethan, oder

vielmehr noch gar nichts gethan: denn der Glaube ist eben kein Thun sondern nur eine Hingabe. Ist aber einmal diese Hingabe erfolgt, so ist auch das lichthelle, liebeswarme Thun, das reine Thun des Lebens, das Glück des Lebens eingeleitet. Wir wiederholen es: Gott suchen und finden ist das wahre Glück. Und die Hindernisse dieses Glücks aus dem Wege zu räumen, die Schritte zu demselben zu erleichtern, ist das Geschäft dieser Blätter, die sich mannichfaltig um denselben Gegenstand bewegen, ihn von allen Seiten herbeyführen, von allen Seiten betrachten, von allen Seiten als den ersten und nothwendigsten für den Menschen, der das Wahre sucht, darstellen.

Wie schwach, wie ohnmächtig diese Versuche seyn mögen, sie gehen aus einem angestammten Triebe hervor, der leider nur kümmerlich gepflegt worden ist. Inzwischen ist es besser, kleine Blüthen zu treiben und dürftige Früchte hervorzubringen, denn als ein unfruchtbarer Baum dazustehen, der nur zu Brennholz taugt. Wiewohl auch dieses am Ende seinen Nutzen hat. Wer wird es aber hierauf ankommen lassen, ohne vor Scham zu vergehen? Darum wirket, ein Jeglicher nach seinem Beruf; so lange es Tag ist: denn es kommt die Nacht wo niemand wirken kann.

II.

Die rechte Richtung.

Es ist schwer im Leben die rechte Richtung zu finden, und gleichwohl ist sie das Erste und Nothwendigste was der Mensch aufzusuchen hat, wenn er aller Verworrenheit, allem Schwanken, aller Unzufriedenheit mit sich selbst und der Welt, ja allen Selbstvorwürfen über ein verschwendetes, falsch geführtes Leben entgehen will. Einige haben gar keine Richtung nach einem bestimmten Lebensziele: sie leben, wie man sagt, in den Tag hinein, oder sie schlagen sich durch die Mühen und Sorgen des Lebens kümmerlich durch, als Lastträger, die froh sind wenn ihnen die Bürde abgenommen wird, welche sie auch wohl aus Ueberdruß oder aus Verzweifelung an einem möglichen besseren Zustande früher oder später selbst abzuwerfen wagen; Andere verfolgen zwar ein Ziel, oft mit großer Hast und Ungeduld, oft

mit Entschiedenheit und Folge, aber ein eitles, falsches, unwürdiges. Das Jagen nach Genuß, das Streben nach Ehre, das Geizen nach Wohlstand ist ein solches Ziel. Ja wir wagen zu behaupten daß auch der Trieb nach künstlerischer und wissenschaftlicher Ausbildung hieher gehöre, sofern er sich als höchstes Ziel des Lebens vordrängt. Der Beweis liegt in den Tiefen der Menschennatur. Dem Menschen ist ein Instinct des Rechten angebohren. Er ist genöthiget ein Heiliges, Unverletzliches, anzuerkennen; alle Zeiten, alle Völker nennen es das Göttliche, die Gerechtigkeit, und, wiefern das Leben jedes Einzelnen der Ausdruck davon seyn soll, erwähnter Maßen, das Rechte. Das Gefühl des Rechten schlummert in jeder Menschenbrust. Aber es schlummert auch nur bey Vielen, selten unausgesetzt zum lebenerleuchtenden Tage erwachend, ja bey Vielen liegt es, wie man versucht wird zu glauben, für immer im tiefen Schlafe begraben. Doch nein, auch nicht im Leben ausgeprägt, auch im falschen Leben, kündigt sich das Gefühl des Rechten, wo nicht immerfort, doch von Zeit zu Zeit, als erwachender Regulator des Lebens an, bey dem Handeln das eine falsche Richtung genommen hat oder nehmen will. Der Mensch erfährt, vor der falschen That, innere Warnungen, nach ihr, innere Vorwürfe. Wer

kennt nicht das Gewissen? Aber es soll Menschen geben die es nicht kennen. Man weiset häufige Fälle aus der Geschichte von Verbrechern auf, die mit kaltem Hohn alles Heilige verlachen. Ja, es hat sogenannte starke Geister gegeben, die nicht vor menschliche Richterstühle gezogen werden konnten, weil sie bürgerliche Vergehungen geschickt genug zu vermeiden wußten, und die gleichwohl im Gewissen nur eine selbstgeschaffene Schreckenslarve menschlicher Furcht und Schwäche sahen. Sollen diese, wie jene, nicht in Anschlag gebracht werden? Allerdings, aber nur um an ihrem Beyspiele zu zeigen wie sehr der Mensch ausarten kann. Oder soll man, weil es Blinde und Taube giebt, Andern das Gesicht und Gehör abläugnen? Die da sehen und hören, wissen wohl, woran es jenen fehlt, diese aber erfahren nicht was Sehende und Hörende erfahren. So steht die Sache. Zwischen den Gewissenlosen, und denen die Zeugniß für das Gewissen ablegen ist der Unterschied von Kranken und Gesunden. Gesunden? Also sind die, in denen das Gewissen spricht, gesund? nicht immer: dann nehmlich nicht, wann das Gewissen warnend und strafend redet: denn hier spricht die Stimme der beleidigten moralischen Natur; ihre Wirkung ist Schmerz, und aller Schmerz ist Krankheit. Aber das

Gewissen hat auch eine Stimme der Lehre, und eine andere des Beyfalls. Jene zu vernehmen ist lieblich, diese, entzückend. Das Gewissen ist Gottes Geist im Menschen, der heilige Geist, eine verzehrende Flamme dem Bösen, und eine Leuchte auf dem Wege dem Guten. In wem das Gewissen nicht mehr spricht, der ist, genau genommen nicht blos krank, sondern vor menschlichen Augen geistig todt; in wem es strafend spricht, ist krank; in wem es warnend redet, in Gefahr krank zu werden; wen es belehrt, ist auf rechtem Wege, und wen es belohnt, am Ziele: denn dieses Ziel ist nicht hier und da: es ist überall wo wir recht thun: es ist die göttliche Fülle und Klarheit, es ist der Friede und die Freude im heiligen Geist; und wir sind in dem Augenblick an diesem Ziele selbst, wo wir uns die Richtung dazu gegeben, oder sie durch günstigen Zufall erhalten haben. Wer hat nicht solche göttliche Momente in sich erlebt? Unbelehrte vermögen sich nur keine Rechenschaft davon zu geben, wenn sie dieselben erfahren; wer aber weiß woher alles Gute kommt, weiß auch wo er in solchen Augenblicken steht, was ihn erfüllt, und woher ihm diese Fülle kommt. Hier ist aber nicht vom Ziel, sondern blos vom Wege, von der Richtung nach dem Ziel die Rede. Nach welchem

Ziele aber? nach dem, wonach Alle streben, die noch streben können, bewußt oder unbewußt, anerkannt oder nicht: nach Wohlseyn, Glück, Befriedigung, oder, um die Worte des heiligsten Mundes zu brauchen, nach Leben und voller Genüge. Es ist keine Schande für den Menschen sich dieses Streben zu gestehen: denn der, welcher jene Worte ausgesprochen, erklärt die Befriedigung dieses Strebens für den Zweck seiner Erscheinung auf der Erde. „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben." Wer dieses Streben noch besitzt, kann sich glücklich preisen: denn es ist ein Zeichen einer gesunden, lebensfrischen Natur. Nur der abgelebte, oder der an Stolz, Uebermuth und Dünkel kranke, oder der durch falsches Leben verdüsterte, verbitterte, ja am Leben selbst verzweifelnde Mensch kann in der Fülle und Genüge des Lebens und Wohlseyns das Ziel des Lebens nicht erkennen, so wie der an Herz und Geist schwache durch falsche Belehrung über die höchste Wahrheit das Ziel des Lebens über das Leben hinaus und des ewigen Lebens Anfang in eine Zeit nach dem Tode setzt. Nicht als ob wir hiemit ein Leben nach dem Tode, ja ein schöneres, freyeres Leben nach dieser Zeitlichkeit abläugneten, sey das letzte gesagt, sondern weil wir andeuten wollen, daß Fülle

und Genüge des Lebens dem Menschen auch schon auf dieser Erde zu Theil werden kann, obwohl nur nach dem Maß, in dem er sie hier zu ertragen im Stande ist. Dieß zur Bestimmung des Lebensziels, wiefern auch das Leben, das wir hier leben, in seinem Umkreise ein Ziel hat: denn das Evangelium ist keine Botschaft des Todes, sondern des Lebens, und Christi Kreuz und Leiden, das die mit ihm theilen sollen, die an ihn glauben, ist keine Verdammniß, sondern Seligkeit, ist selbst das höchste Leben, nur hervorgehend aus dem Kampfe: denn ohne Kampf kein Sieg, und ohne Sieg kein Leben; wovon sogleich ein Mehreres. Nehmlich die Erreichung des Ziels ist ohne die rechte Richtung nach dem Ziel nicht möglich. Indem der Mensch schmecken und sehen soll wie freundlich der Herr, das Leben selbst, ist, ist ihm die Arbeit des Lebens und die Mühe um das Leben nicht geschenkt. „Wer nicht arbeiten will soll auch nicht essen." Und: „wer leben will und gute Tage sehen, der wende sich vom Bösen und thue Gutes." Im Guten liegt die Quelle des Lebens, und das Leben selbst ist das Gute. Das Gute und das Rechte ist Eines und dasselbe. Was ist nun das Rechte? es ist die rechte Richtung unseres Sinnes und Wandels, nach dem Gesetz des Lebens das in uns ist. Wie lautet

dieses Gesetz? Am schönsten ist es in den heiligen Schriften ausgesprochen, wiewohl es mit Feuerzügen in unsern Herzen steht; es heißt: sündige nicht. Was heißt sündigen? aus den Grenzen der Freiheit fallen. Was heißt Freyheit? reines, ungetrübtes, unbeflecktes Bewußtseyn oder Gewissen. Unser Gewissen ist unser Gesetz; nach ihm werden wir gerichtet, und losgesprochen oder verurtheilt, selig gemacht oder verdammt, je nachdem wir vernünftig auf das Gesetz hören, d. h. ihm gehorchen in unserm Thun, nichts anderes thun als was dieses Gesetz gebietet, oder nachdem wir unvernünftig ihm widerstreben und nicht thun was wir sollen, sondern was wir wollen, d. h. was uns gelüstet. Es giebt keine andere Freiheit als die aus Erfüllung des Gesetzes entsteht; alles was man sonst Freiheit nennt, ist Losgebundenheit, Ausgelassenheit; welche Begriffe nicht ohne bestimmte Beziehung sind. Die falsche Freiheit ist Losgebundenheit vom Leben und Ausgelassenheit aus dem Reiche des Lichts. Was hält die im unendlichen Raume schwebenden Welten ohne Stütze frey und fest? Es ist das Gesetz der Gravitation, es ist die Beziehnng die jeder einzelne Himmelskörper auf das Ganze hat und bewahrt. Dasselbe Gesetz, das dem Sternenhimmel einwohnt und die Heerscharen der Gestirne in

ihren kreisenden Bahnen hält und leitet, wohnt auch in der Menschenbrust; und wiederum, was hier als Gewissen redet und jedes menschliche Einzelleben nach dem Pole des Rechten, der höchsten Einheit, hinweiset, das wohnt, in einem allgemeinen magnetischen Zuge nach unsichtbarer Mitte, den Welten ein. Ja, magnetisch werden die nach dem Falle hinneigenden Erden und Sonnen von einem unsichtbaren Centrum angezogen und gehalten, und so wird ihr Fall zum weise geordneten Kreislauf. Ihr eigenes, siderisches, Streben würde sie in den Abgrund der Vernichtung schleudern, aber ihre höhere, cosmische Beziehung, erhält sie, von ätherischem Glanz umflossen, in ihrem Daseyn und Wirken. So bestehen die Sterne, indem sie ihre eigene Bewegung einem höheren Zuge unterordnen. Und so soll der Mensch nach demselben Gesetz bestehen. Unser Wollen gleicht der eigenen Bewegung der Himmelskörper; es ist nur nach dem Abfall gerichtet, aber das gebietende Sollen des Gewissens zieht uns hinan zum festen Pol des Lebens. Wir sollen uns frey bewegen, aber wir vermögen es blos indem wir am Gesetz fest hangen. Losgerissen von diesem Träger unseres Lebens gehen wir unter in die Nacht der Finsterniß, an ihn gekettet entfalten wir uns frey und fröhlich in des reinen Lebens Son-

nenschein. Und das ist die rechte Richtung, von der wir reden, das ist das Eine was Noth ist, um zu gedeihen; und gedeihen wollen wir Alle. Ein Zug geht durch die ganze Natur, durch alle Dinge, alle Wesen. Das Gesetz der Gravitation, es gilt nicht nur für die Bewegung der Gestirne; in anderer Sprache zwar, in anderer Schrift, aber immer dasselbe, redet es und ist zu lesen in dem stillen Leben der Pflanzen, in dem bewegten der Thiere, aber am allerdeutlichsten in dem bewußten des Menschen. Der Pflanzen Gravitationspunct ist das Licht, der Thiere die Luft, der Menschen der Geist. Durch die lichtsaugenden Blätter wird die Bildung der Pflanze, durch die luftathmenden Lungen das Leben des Thiers, durch die Gott-gewahrende Vernunft die Seele des Menschen zum Höchsten gesteigert und vollendet. Vernunft und Gewissen sind dasselbe: der Träger des Rechten, Wahren, Guten, Höchsten, Göttlichen, der Leiter des menschlichen Lebens zum Anker und Pol seines ewigen Bestehens. Hieraus ergiebt sich nun, einmal, die Thorheit das Leben zu suchen indem man vom Haltpunct des Lebens abweicht; zweytens die Weisheit das Leben in der rechten Richtung zu verfolgen, als welches die wahre und einzige Weisheit des Menschen, ja der Abdruck der göttlichen Weisheit selbst ist.

III.

Die rechte Stimmung.

Beobachten wir uns in dem täglichen Stande unserer Lebendigkeit, die ihre Scala hat, so gut wie der Barometer und Thermometer, so finden wir daß die Verschiedenheit dieser Lebendigkeit es eigentlich ist, welche die Zustände der Klarheit oder Düsterheit, der Heiterkeit oder der Trübheit, des Wohlbehagens oder des Uebelbehagens und der Lust und Freude am Leben oder der Unlust und Qual derselben bestimmt. Bald finden wir uns in dem gehörigen Grade von Lebensspannung, möchte ich es nennen, bald in Ueberspannung, bald in Abspannung. Auf diese drey Zustände läßt sich der jedesmalige Grad unserer Lebendigkeit zurückführen. Die rechte Lebensspannung liegt, wie alles Rechte, jederzeit in der Mitte. Die Ueberspannung fördert nicht, und scheint sie es zu thun, so müssen

wir hinterdrein durch Abspannung; bezahlen und auf ganze Tage lang mehr einbüßen als wir für einzelne Stunden gewonnen haben. Und nicht einmal gewonnen: denn alles was außer dem rechten Maße ist, bewährt sich nicht als das Rechte und fällt in sich selbst zusammen. Schlimmer aber als die vergebliche Anstrengung selbst, ist die Folge jeder überspannten Thätigkeit, jedes überspannten Zustandes: die Abspannung. Diese ist die Mutter des größten Mißmuths und Trübsinns, der peinlichsten Langeweile, der Unzufriedenheit mit uns selbst und der Welt, ja, wenn sie ihren höchsten Grad erreicht hat, sogar der Verzweiflung. Es giebt einen Grad der Abspannung, der uns nichts als ein unendliches Gefühl der Leere in uns und um uns empfinden läßt, und dieses leere, hohle, nichtige Daseyn ist es, was die Verzweiflung herbeyruft. Ohne Fülle des Lebens ist das Leben eine Marter, und die Fülle des Lebens wird uns nur durch rechtes Maßhalten, durch richtige Oeconomie des Lebens zu Theil. Diese ist aber schwer, und man lernt gewöhnlich erst durch Schaden und Einbuße recht mit dem Leben umgehen. Uns Allen ist von Haus aus ein gewisser Grad, ein gewisses Maß von Lebendigkeit zugetheilt. Diese ist gleichsam das uns verliehene Capital, mit dem wir wuchern, das wir

aber weder vergeuden, noch ungenutzt liegen lassen sollen. Sie entwickelt sich durch Gebrauch und Uebung, und kann bis zu einer gewissen Höhe gesteigert werden, die aber nie bis zur Ueberspannung steigen darf. Wie an den Wechsel von Tag und Nacht, so sind wir an den Wechsel von Thätigkeit und Ruhe gebunden, und wer sich hier das richtige Gefühl des Bedürfnisses erhalten hat, der ist geborgen, der schlägt im Fortgange des Lebens die Zinsen zum Capital. Wenige verstehen diese Kunst, aber es ist höchst nöthig sie zu lernen. Die ganze Klarheit und Heiterkeit unserer Zustände, das Gelingen und Gedeihen aller unserer Thätigkeit beruht darauf. Wer zur Zeit der Ebbe die Fluth, zur Zeit der Fluth die Ebbe herbeyzwingen will, handelt in beyden Fällen verkehrt. Wir fühlen es, wenn es Zeit ist zu arbeiten und Zeit zu ruhen. Wer hier der gesetzlichen Stimme folgt, erhält sich in der richtigen Lebensspannung. Wir sind dem Gesetz der gesammten Natur unterworfen, und nur indem wir ihm folgen, gedeihen wir. Wir sind nicht Herren unseres Lebens, aber wir sind Herren über den Gebrauch unseres Lebens. Worinne besteht denn nun eigentlich die rechte Lebensspannung? Unser Leben und unsere ganze Lebendigkeit ist auf einen physischen Grund, auf eine organische Oeconomie gestellt, welche zwar der äußeren Naturunter-

stützung bedarf und ohne sie nicht bestehen kann, aber durch innere Gesetzlichkeit regiert wird. In der Regel und nach der Ordnung der Dinge ist das Nöthige für den äußern Lebensbedarf und Unterhalt immer vorhanden. Es ist nicht die Schuld der Natureinrichtung, wenn der Mensch verkümmern, eingehen, untergehen muß. Demnach, wenn sein Leben durch Mangel oder Schädlichkeiten gefährdet ist, muß der Grund davon in der Verletzung der inneren Gesetzlichkeit gesucht werden. Die Führung, die Richtung, der Bestand unseres Lebens ist in unsere Hände gegeben. Unser körperliches, unser leibliches Leben ist so eingerichtet, daß es sich selbst erhält und forthilft, wenn wir es nur nicht in seiner gesetzlichen Thätigkeit stören. Wenn wir dieß thun, so werden wir jederzeit durch unangenehme, widrige Gefühle davon zurückgewiesen. Im Gegentheil, wenn wir das leibliche Leben in seinem Kreise ruhig walten lassen, wenn wir dem Leibe geben was er zu seiner Nahrung und Nothdurft verlangt, nicht mehr und nicht minder, nicht anders und nicht eher als bis er es verlangt, auf die entschiedenste, deutlichste Weise verlangt, die sich für uns im Gefühl des Bedürfnisses, im Triebe nach Befriedigung dieses Bedürfnisses ausspricht, sey es das Bedürfniß der Nahrung, oder der

Ruhe, oder der Bewegung, oder irgend ein anderes: so können wir auch gewiß seyn, daß wir durch das Gefühl von Kraft und Fülle, von Lebendigkeit und Heiterkeit, von Fähigkeit zum Empfinden, Denken und Schaffen belohnt werden. Denn das leibliche Leben trägt und erhält, erzeugt und fördert auch das geistige Leben. Wir geben uns das letztere nicht selbst, wir haben es, es fällt uns anheim, es strömt uns zu durch die Thätigkeit, durch den Haushalt des leiblichen Lebens. Wir haben nichts zu thun, als mit der geistigen Fülle, die wir durch leiblich-organische Thätigkeit erhalten, auch Haus zu halten. Wir können zu unserm geistigen Bestand, rücksichtlich seiner Lebendigkeit, unmittelbar nichts hinzu, aber wohl davon hinweg thun. Seine Energie richtet sich jederzeit nach der Energie des leiblichen Organismus. Nur mittelbar, indem wir durch naturgemäßes Verfahren diese fördern und steigern, fördern und steigern wir auch unser geistiges Befinden. Aber durch den Mißbrauch oder Nichtgebrauch unserer geistigen Kräfte richten wir auch das leibliche Leben, und folglich mittelbar wie unmittelbar, auch das geistige zu Grunde. Die Lebhaftigkeit unserer Empfindungen, die Klarheit unserer Gedanken, die Kräftigkeit unserer Thatkraft hängt von der Ordnung und Regelmäßigkeit der Zustände unseres leiblichen Lebens

ab. Unordnung in der täglichen Ernährung, Störungen des Schlafs, Uebermaß oder Mangel der täglichen Bewegung haben den wesentlichsten Einfluß auf unsere geistige Stimmung. Wir fühlen uns abgespannt, stumpf, verdrüßlich, träg, nach jedem Verstoß gegen die rechte äußere Lebensordnung, und büssen eine augenblickliche Exaltation durch Ueberreizung in irgend einer Art, jedesmal theuer. Hier, in der Tiefe, auf dem Grunde des leiblichen Lebens liegt demnach eine Bedingung zur richtigen Lebensspannung; aber nicht die einzige. Das leibliche Leben giebt nur das Materiale des geistigen, die innere Lebendigkeit, gleichsam den Stoff zum inneren Leben her. Die Form, die Gesetzlichkeit des inneren Lebens ist uns eingebohren; auch an ihr können wir nichts ändern. Aber den Gehalt des Lebens haben wir in unserer Gewalt, diesen können, diesen sollen wir selbst bestimmen. Wie? das ist schon in dem Kapitel von der rechten Lebensrichtung ausgesprochen. Aber eben um diese nicht zu verliehren, bedürfen wir der rechten Lebens-Stimmung. Dieses Wort deutet auf eine verwandte Beschaffenheit musikalischer Instrumente hin, die zugleich als eine Erläuterung des Begriffs, mit dem wir uns beschäftigen, dienen kann. Ein Instrument ist richtig gestimmt, wenn sein Ton rein ist; und die Reinheit des Tons erkennt man am

Wohlklange der Accorde. Was dieser bey den Instrumenten, das ist auf dem Saitenspiel unseres Innern die Reinheit der Empfindung unseres Daseyns, und die Heiterkeit, welche diese Empfindung begleitet. Der Gipfel aller unserer Zustände, der Silberblick unseres Lebens ist die Heiterkeit. Höher als bis auf diese dürfen wir unsere Lebensspannung nicht treiben, aber auf dieser Stufe der Spannung sollten wir uns auch immer zu erhalten suchen. Die Heiterkeit ist kein Zustand der Anspannung, noch weniger der Ueberspannung: denn sie kommt uns freywillig als nothwendige Folge der Reinheit, der Gesetzmäßigkeit unseres Zustandes, aber sie ist der Wiederschein dieser Gesetzmäßigkeit in unserem Innern. Sie ist das untrügliche Kennzeichen derselben. Wir sind nicht in der rechten Stellung, nicht im richtigen Lebensverhältnisse, so lange wir nicht heiter sind. Und daran können wir die innere Verfassung eines Jeden messen, auch unsere eigene. Wen Trübsinn quält, wer sich zu hastig durchs Leben bewegt, wer von einstürmenden Empfindungen, von unruhigen Gedanken, von verkehrten Bestrebungen bewegt wird, ist nicht heiter. Ja sogar wer das rechte Ziel des Lebens in abgezwungener Spannung, im steten Selbstzwang, verfolgt, ermangelt der Heiterkeit. Die Heiterkeit ist mit der Ruhe auf das innigste verbunden, und jede Unruhe

verscheucht sie. Aber nur aus wahrer Thätigkeit, aus der Selbstthätigkeit, kann wahre Ruhe kommen: deshalb sind wir auch stets heiter, wenn wir thätig, selbstthätig sind. Alle Anspannung aber ist eine Art von Passion, der ungetrübten Thätigkeit widersprechend, und nothwendig von Unruhe begleitet. Die Ungeduld und die Unruhe sind nahe verwandt: daher ist man auch niemals heiter wenn man ungeduldig ist. Dieß ist man aber wenn man, ein fernes Ziel im Auge, nicht auf die nächsten Schritte sieht, die dazu führen. Wer jederzeit das Nächste, was ihm obliegt, was als Gegenstand des Handelns vor ihm steht, ergreift, kann nicht ungeduldig werden, denn er harrt nicht peinlich auf ein Kommendes, sondern das Vorhandene beschäftiget ihn. Er bleibt also ruhig, obschon er thätig ist. Aber die Thätigkeit gehört zur rechten Ruhe, wie die Ruhe zur rechten Thätigkeit. Aus beyden, vereinigt, schlägt der Funke der Heiterkeit hervor. Der Unthätige ist auch unruhig: denn wir werden immerfort zur Thätigkeit angemahnt, sind immerfort zu ihr hingewiesen. Immerfort? ja, im Ganzen, die Pausen des Lebens abgerechnet: als da ist die Erholung von der Arbeit, die Sammlung nach Zerstreuung, die Zerstreuung nach anhaltendem innerlichen Schaffen bis zur Ermüdung, die Erquickung, die Neubelebung durch mäßigen

Genuß aller Art, und zu seiner Zeit die Ruhe des Schlafs. So ist also das Gebot der Thätigkeit beschränkt; was wir nicht aus den Augen lassen dürfen. Es kommt also die rechte Lebenseinrichtung auf abwechselnde Thätigkeit und Ruhe oder Erholung zurück, die uns durch ein sicheres Gefühl des Triebes zur Thätigkeit oder Ruhe verkündiget wird. Und so kann denn nur derjenige fortwährende Heiterkeit erwarten, der die Wellen seines Lebens sich ohne Zwang und Widerstand nach dem Gesetz der Ebbe und Fluth bewegen läßt; wie schon zu Anfang gesagt wurde. Die Heiterkeit ist demnach an die Gesetzmäßigkeit des Lebens geknüpft. Wie physisch, so geistig, ruht die Heiterkeit auf dem Grunde der Gesetzlichkeit. Aber das Gesetz spricht sich nach den verschiedenen Beziehungen und Verhältnissen unseres Daseyns bald so bald anders aus, und so kann die Art unseres gesetzlichen Verfahrens nie fortwährend dieselbe seyn, und es ist ganz gefehlt immer auf die gleiche Weise gesetzlich seyn zu wollen; worinne es viele gute Leute versehen. „Alles hat seine Zeit," auch in der Beobachtung des Lebensgesetzes; aber jederzeit ist die Beobachtung desselben von Heiterkeit begleitet; und so ist Heiterkeit das Einzige, worauf zu sehen, wonach zu streben uns immer, in jeder Lage, in jedem Zustande, vergönnt ist. Die Heiterkeit gleicht dem Inne-

stehen des Zünglein in der Wage, und ist demnach das sichere Zeichen daß unser Leben mit sich selbst im Gleichgewicht ist. Und so hätten wir denn die richtige Lebensstimmung auf die Heiterkeit zurückgeführt. Ein Jeder kann gewiß seyn daß er nicht richtig gestimmt ist, wenn er nicht heiter ist. Haben wir es einmal bis zur Heiterkeit im Leben gebracht, so sind wir geborgen. Die Heiterkeit ist die Mutter aller Tugenden und aller gedeihlichen Zustände. Die Heiterkeit erzeugt Klarheit, Freundlichkeit, Milde, unbefangene Schätzung der Dinge und Verhältnisse, überhaupt richtigen Blick in alle Wahrheit, des Lebens, der Wissenschaft, der Kunst, und selbst der Religion, ja sie fördert unmittelbar das Leben in allen seinen Zweigen, daß es blühe und Frucht trage. Wie sollte sie auch nicht? Sie ist ja der Beweis und Erweis des Beysammenseyns, der Zusammenstimmung aller unserer Kräfte und ihrer Thätigkeiten. Auf die Stufe der Heiterkeit angelangt befinden wir uns auf der höchsten Lebensstufe. Weiter hinauf können wir nicht ohne uns Gewalt anzuthun, und thun wir dieß, so sinken wir wieder von der Höhe, die wir erstiegen, hinab. Wer im Leben überhaupt, wer in einzelnen Richtungen des Lebens, in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Religion — wiewohl diese zuletzt zum Leben des Lebens selbst wird — auf

dem rechten Wege ist, ist heiter. Wer es in allen diesen Beziehungen nicht ist, ist nicht auf dem rechten Wege. So lange wir mit uns selbst nicht einig, ja mit uns entzweyt, so lange wir verworren, ungewiß, schwankend, ängstlich, trüb, gedrückt, unruhig, unbefriedigt sind, haben wir das rechte Leben noch nicht begonnen, und uns mangelt die Heiterkeit. So wie sie sich einstellt, haben wir das Rechte ergriffen. So lange unser wissenschaftliches Bestreben sich noch in Dunkelheiten, in Zweifelsknoten umhertreibt, so lange wir den rechten Eingang zur Erkenntniß noch nicht gefunden haben, so lange uns noch keine Klarheit anstrahlt, theilen wir das Schicksal des im Finstern Tappenden. Die Ungewißheit ist immer peinlich. So wie wir aber die Wahrheit auf irgend einem Punkte erfaßt haben, sind wir heiter, und die Heiterkeit begleitet uns so lange wir gesetzmäßig in wahrhafter Erkenntniß fortschreiten. So lange wir noch im Labyrinth der Kunstvorhöfe umherirren, so lange die Schönheit für uns noch hinter dem Vorhange ihres Tempels verborgen steht, fühlen wir uns unruhig, beklommen, eingeengt; und nur wenn es uns gelingt dem Heiligthum zu nahen, den Vorhang zu lüften, empfinden wir die Nähe und das Wesen der Ersehnten in einer uns überströmenden Fülle von Heiterkeit. Sie ist auch hier der Preis und der Beweis

des rechten, des gelungenen Verfahrens. Aber wie über Alles schätzbar wird uns erst die Heiterkeit, als reinster, sicherster Probierstein daß wir das Rechte, das Wahre in religiöser Beziehung gefunden haben. Wie sehnt sich nicht der nach reiner Erkenntniß, nach reiner Verehrung des Höchsten, nach reiner Belehrung über das Höchste strebende Mensch nach untrüglicher Wahrheit in dem bunten Gewirr von Mittheilungen, Vorschriften, Ansichten die ihm über den heiligsten aller Gegenstände entgegen kommen, ja aufgedrungen werden. Wie geht oft ein großer, ja der größte Theil des Lebens, ich will nicht sagen verlohren, aber doch ungenutzt, ungenossen vorüber unter den verschiedenartigsten, widersprechendsten Bestrebungen, es dem Heiligen recht zu machen, das Heilige auf die rechte Weise aufzufassen, es auf keine Weise zu verletzen. Und gleichwohl wird nichts gefördert. Widersprüche häufen sich auf Widersprüche, Kämpfe auf Kämpfe, der ersehnte Friede bleibt aus, und man weiß nie gewiß ob man den rechten Pfad betreten hat, bis die Heiterkeit erscheint. Diese sagt es uns ob wir recht stehen und richtig fortwandeln. Die Ansichten, die Ueberzeugungen, die Bestrebungen, denen sie ihr Siegel aufdrückt, sind die echten, die wahren, so wie die, denen sie sich versagt und entzieht, gewiß die falschen sind. Ein

köstlicher Gewinn ist dieser Probierstein alles Rechten und Guten, und zugleich selbst der größte Schatz den wir gewinnen können. Ich gestehe, daß ich im Leben und vom Leben nichts begehre als die Heiterkeit: denn ich bin gewiß daß ich mit ihr und durch sie im Besitz alles Wünschenswerthen bin. Die Heiterkeit ist die rechte Lebensstimmung, oder es giebt keine: denn der Trübsinn, die Angst, die Furcht, die Sorge ist es gewiß nicht; wir wünschen uns stets aus solchen Zuständen hinweg. Wer mag aber wohl die Heiterkeit missen? Die Heiterkeit ist kein Scherz und kein Spiel; sie verträgt sich nicht blos mit dem Ernste, sondern sie ist auch selbst des reinen Lebens-Ernstes höchster Gewinn; aber der Ernst, wenn er der Heiterkeit ermangelt, hat noch nicht das rechte Ziel getroffen: er mühet und quälet sich ab und ist sein eigener Sklav. Nur die Heiterkeit sagt uns daß wir frey sind und wann wir es sind, und es giebt kein anderes Zeichen der Freiheit als eben dieses. Wie die erfreulichste Erscheinung der Natur das Licht ist, so ist die erfreulichste Erscheinung des Geistes die Heiterkeit. Ist sie in uns aufgegangen, wie ein schöner Tag, so ist es auch licht in uns, und das klare Bewußtseyn, die reine Besonnenheit ist allezeit mit der Heiterkeit verbunden. Die Heiterkeit zeigt sich nie wenn wir auf Extremen des

Lebens stehen, sie zeigt sich nur wenn wir die schöne Lebens-Mitte bewahren. Darum vermögen wir Alles zu leisten, darum gelingt uns Alles, wenn wir heiter sind: nothwendig; denn wir stehen dann jedesmal in der Mitte unserer Kraft, und können uns leicht nach allen Seiten bewegen, leicht jede erforderliche Thätigkeit in Anspruch nehmen. Aber was hilft es uns, kann man sagen, dieß zu wissen, wenn uns, wie das Leben es täglich ausweiset, die Heiterkeit nicht immer zu Gebote steht? Wer kann immer heiter seyn? Ist denn die Heiterkeit der Grund, ist sie nicht vielmehr die Folge des rechten Verfahrens? Wohl! Eben weil sie das letztere ist, so verfahret nur immer so, daß ihr heiter seyn könnt. Und das vermögt ihr immer: denn in jedem labyrinthischen Gange des Lebens giebt es eine Stelle die zur Heiterkeit führt. Sucht sie nur auf! Aber suchen müßt ihr, die Mühe müßt ihr euch nicht verdrüßen lassen. Hier ist Einer, der uneins mit sich selbst und in diesem Zwiespalt mit sich selbst unglücklich ist. Er suche den Grund auf, er wird ihn finden: er wird ihn in der Fehlerhaftigkeit seines Bestrebens finden. Er ändere dieses ab, er kann es, in ihm liegt dazu das Gesetz und die Kraft. Er höre die Stimme des Compaß-ähnlichen Gesetzes, er zwinge seine Kraft, seinen Willen nach der gesetzlich vorgeschriebenen Rich-

tung — er kann es, denn er soll es; — und im Nu wird er die Heiterkeit finden. Ist dieß nicht der Fall bey jeder Pflichterfüllung die wir uns abnöthigen? Und abnöthigen müssen wir uns jede Pflichterfüllung, bis sie zur heitern Nothwendigkeit, zur schönen Gewohnheit wird, von der wir nicht lassen können. So entfaltet sich jede Tugend, und mit ihr die Heiterkeit, ihre freundliche Begleiterin. — Dort fühlt sich ein Anderer gedrückt, niedergeschlagen, gelähmt an aller Lebenskraft. Aber der Druck selbst reizt ihn zum Widerstand auf. Wer mag wohl den Druck ertragen? Er versuche es, er widerstehe, und er wird finden daß die Kraft in ihm nur erschlummert, nicht ertödet ist, daß sie auf sein Gebot erscheint wie der Geist vor dem Beschwörer, und daß, wie sie erscheint, der Druck weicht, und es leicht und frey in ihm wird und heiter. „Wer aber nun nicht die Kraft hat sich die Kraft zu gebieten?“ Er wende sich zur höchsten Kraft, zur Quelle aller Kraft und alles Lebens, sie wird ihm ihren Beystand nicht versagen. — Dort sieht ein Dritter seine schönsten Erwartungen, Hoffnungen, Aussichten gescheidert, und verzagt, verzweifelt an allem Glück, an allem Gedeihen. Laß dich zurecht weisen! Wo du hinaus wolltest, da wohnt dein Glück, dein Gedeihen nicht. Wähle deine Richtung nicht nach Willkühr, nicht nach äußerer Rei-

zung und Lockung, schlage die Richtung ein, die dir von innen gewiesen wird — sie wird einem Jeden gewiesen der Acht auf Weisung hat —: und du wirst heiter im Leben fortschreiten, und Glück und Gedeihen wird dir auf dem Fuße folgen. So springt der Quell der Heiterkeit aus jedem Boden, auf jeder Stelle, die wir, geweiht durch inneren Beruf, betreten. So kann uns die rechte Stimmung nicht entgehen wenn wir uns recht richten; und daß wir die rechte Richtung haben, erfahren wir durch die in uns erwachende Heiterkeit. Ja, die Heiterkeit kann und soll uns durchs Leben begleiten; und wenn es so wenig heitere Menschen giebt, ist es ein Zeichen daß so Viele weder wissen noch thun mögen was zu ihrem Frieden dient.

IV.

Seelenfriede.

Das Höchste was der Mensch erreichen kann, die unmittelbare Quelle einer reinen, sich durch das Leben fortziehenden Heiterkeit, ist der Seelenfriede. Weißt du wie er erreicht wird? Dadurch daß dein Augenmerk überall der höchste Einheitspunkt, Gott, ist. Das Leben des Menschen, sich selbst überlassen, gleicht einem einpoligen Magneten, d. h. es ist ein Widerspruch. Und der Widerspruch hört nicht auf, wir gelangen nie zur Einheit, zum Frieden mit uns selbst, so lange wir auf uns selbst ruhen. Der Stützpunkt unseres Strebens, der Zielpunkt unserer Thätigkeiten muß Gott seyn. Wir müssen nie zum Gegenstand, zum Visierpunkt haben das Ich, sondern stets das Du, das unendliche, reine, allgegenwärtige Du, das wir aus dem innersten Herzen heraus „Gott" nennen. Dich müssen

wir suchen, Dich festhalten, Quelle, Träger unseres Lebens, Dich, den wir sogleich finden, wenn wir uns auf ihn richten mit unserm Denken, Empfinden, Handeln. Was ohne Gott, ohne Richtung auf Gott, gedacht, empfunden, gehandelt wird, ist nichtig, verfliegt wie Spreu, ermangelt der Wahrheit, des Grundes, des Bestehens. Die Strahlen unseres Geistes, die Strebungen unseres Herzens, die Aeußerungen unserer Thatkraft, des Willens, verliehren sich in unendliche Leere, wo sie sich nicht in dem lebendigen Brennpunkt unserer Thätigkeit sammeln. Unser Leben wird erst befruchtet, geht erst auf zu geistigem Wachsthum und Gedeihen, entfaltet sich erst zu unvergänglicher Blüthe und Schönheit, wenn wir es auf Dich, seine Sonne hinrichten, wenn wir unser Auge gegen Dich öffnen und Deine Strahlen in uns aufnehmen. Der Nicht-Gedanke Gottes, das Nicht-Denken an Gott isolirt, zerstreut unser Daseyn, und schleudert uns in das wüste Reich der Zufälle und Unfälle. Aber auch der Gedanke an Gott reicht nicht hin, denn dabey bleibt uns Gott ein über uns, ein außer uns, ein Fremdes, nicht Einwirkendes, uns nicht Anschauendes, nicht Erkennendes, nicht Liebendes, nicht Leitendes, Behütendes, Segnendes und Beglückendes. Der Gedanke „Gott" unmittelbar und gerade hin auf ihn, auf Dich, Gott, muß es seyn,

durch den wir in Beziehung, in Berührung mit Dir kommen, durch den wir an Dich gekettet, Dir einverleibt, durch Dich beseelt und bewegt werden. Es darf keine Kluft, keine Leere zwischen uns und Dir seyn; denn wo Kluft und Leere ist da bist Du nicht, da ist es auch todt und leer in unserem Herzen. Du mußt der Inhalt dieses Herzens seyn, Du mußt es erfüllen, es darf außer Dir keinen Inhalt haben, Du mußt seine Liebe, seine einzige Liebe seyn. Und so bist Du auch nicht mehr blos der Gedanke, so bist Du das Leben unserer Seele, aus dem wir Fülle des Lebens und der Freude, aus dem wir unverletzbaren Frieden schöpfen. Nur in Deinem Schoose ist Ruhe für das lebensbegierige, wie für das lebensmüde Kind Deiner Schöpfung, welches Mensch heißt. Wir sind an Dich gewiesen mit allen unsern Wünschen, mit allem unserm Anliegen. Wo sollten wir, Leben und Glück begehrend, uns hinwenden als zu Dir, der Du die Quelle des Lebens und der Seligkeit bist. Die Erde mit allen ihren Gütern befriediget uns nicht: sie nimmt wie sie giebt, kalt und gefühllos; und was sie giebt, verleiht sie nur auf kurze Zeit. Jugend, Schönheit, Reichthum, Macht, es ist alles ein vorübergehender, ein unsicherer Besitz, und wir sehnen uns aus dem tiefsten Grunde unserer Seele nach dem bleibenden und gewissen. Der Drang danach ist tief

in unsere Herzen gelegt, und darum sind wir so unzufrieden bey allem Besitz der Erde, so oft er uns zu Theil wird. Und wie oft wird er uns zu Theil? Ist nicht der vergeblich Suchenden, der immer Bedürftigen, der im Besitz Gestörten, des Besitzes Beraubten, eine weit größere Menge als der zum Besitz Gelangenden und im Besitz Bleibenden? Und hören diese auf zu streben? werden sie je ruhig? gelangen sie je zum Frieden? Nie, es müßte denn seyn daß sie ihn in Dir suchten, der Du der Friede selbst bist, Geist des Friedens und der Genüge. Du bist das Bleibende und Gewisse, wie Du das immer Vorhandene, das immer uns zu befriedigen Bereitwillige bist. Du bist für uns da, sobald wir Dich denken, sobald wir Dein begehren. Du bist aber, wiewohl Du ewig bist und bleibst, für uns nicht da, sobald wir Deiner nicht denken, Dein nicht begehren. Um Dich zu haben, müssen wir Dich wünschen. Zwar auch ungerufen kommst Du — wie kämst Du sonst in unsere Gedanken — aber Du scheidest, wenn wir Dich verschmähen, wenn wir von Dir scheiden. Wenn wir Dich blos denken, blos in Gedanken fest halten wollen, entweichst Du, denn unsere Gedanken fassen Dich nicht und halten Dich nicht fest, wie die Luft den Sonnenstrahl nicht faßt und festhält, obschon er sie durchdringt. Wir können nur von Dir

durchdrungen werden, nur Dich aufnehmen, nicht Dich erfassen, und Dein Wesen durchdringen. Wir können blos das Empfangende, Du kannst blos das Gebende seyn, und was Du giebst ist Friede und bringt Frieden. Der Seelenfriede ist es den wir schmecken, wenn Du uns Dich zur Kost darreichst; Dich können wir nie empfinden, nur uns, aber uns befriedigt, beseligt, nicht durch uns, und darum nur durch Dich, weil wir nur durch das Dich Denken indem wir Dich wünschen, diesen Frieden, diese Seligkeit erfahren. Nicht durch das Dich denken ohne Dich zu wünschen; nicht durch das Dich denken, um nur einen Gedanken von Dir zu haben, um Dich uns vorzustellen: denn dieser Gedanke ist immer nur unser Gedanke, sind immer nur wir selbst. Wir werden durch ihn, so herrlich wir ihn ausstatten, nicht reicher und nicht besser, nicht befriedigter und nicht glücklicher. Du, Gott, bleibst auf diese Weise immer fern von uns, unbegriffen wie unsichtbar, und darum so oft bezweifelt, so oft für nichts als einen Gedanken, als eine Idee gehalten, unser Werk und unser Geschöpf: Du, Gott, unser Geschöpf! Das Geschöpf des Geschöpfes! Ist der stolze Mensch nicht hart an der Grenze des Wahnsinnes? Nein, lasset uns nicht mit Vernunft rasen, fern bleibe von uns die Idee eines Gottes in unserm Geiste, ohne Gott

in unserm Herzen. Es ist ein Frevel: Gott denken, ohne ihn zu wünschen. Nur indem wir ihn wünschen, denken wir ihn, seiner würdig und uns zum Heil, als unsern Befreyer aus aller Noth, als unsern Versorger und Erhalter, als den Geber des Friedens, den wir als das Erste was uns Noth thut bedürfen. Nur der Wunsch nach Gott erzeugt, nicht eine Vorstellung von dem, der in einem Lichte wohnt dazu Niemand kommen kann, kein Bild, das ja ein Schein-Bild seyn könnte, sondern der Wunsch nach Gott erzeugt etwas Wahres, Gewisses, Untrügliches, Lebendiges: ein Seiner inne werden in unserm Herzen, in unserm Geiste, in unserm Willen, in unserm ganzen Seyn und Daseyn. Wünsche Gott, sehne dich nach Gott, aufrichtig und einfältig, und er zieht bey dir ein, du hast ihn, wahrhaft gewiß und lebendig. Er durchdringt und erfüllt dich in dem Frieden den dein Herz empfindet, in der Klarheit, die deinen Geist erhellet, in der Kraft, in dem Thatvermögen, das deinen Willen als ein wahrhaft belebender Hauch erregt und wirksam macht, in dem reinen Lebens-Gefühl und Bewußtseyn, dem Gefühl und Bewußtwerden der Erlösung von allen Banden die dich drückten, in dem geistigen Einathmen einer neuen Lebens-Luft, des Elementes der Freiheit, das wir zugleich als das Element der Seligkeit erfah-

ten und erkennen. Im höchsten Moment des geistigen Lebens aber, das in und aus Gott ist, durchdringt uns Gott als Liebe, und wir werden seiner als der höchsten Liebe inne; hier offenbart er sich uns ganz, hier wissen wir was Gott ist, und haben in dieser Liebe seinen höchsten Frieden.

„Schwärmerey! Mysticismus! erhitzte Phantasie!" So hört man jetzt alle Tage bis zum Ekel rufen, und so wird auch hier und da eine Stimme bey den vorstehenden Aeußerungen laut werden, wenn man anders sich die Mühe gegeben bis hieher zu lesen. Aber wer so ausruft, hat weder den Wunsch nach Gott, noch die Erhörung von Gott jemals gehabt: er kennt Gott nicht, und mag ihn nicht kennen. Er kennt aber auch die Wonne des Seelenfriedens nicht. Sein immer nur sich selbst erblickendes Ich ist mit allerhand kleinlichen Sorgen, Beschäftigungen, Gemüthsbewegungen, oder auch wohl mit großen, stolzen Entwürfen und ihrer Ausführung, und mit der Flamme der Leidenschaft erfüllt. Hier ist an Seelenfrieden nicht zu denken; er wird nicht geahndet, geschweige empfunden: darum aber erscheint Solchen auch das Leben als etwas Nichtiges, Vorüberfliehendes, oft Beschwerliches, ja Verächtliches bis zum Hinwegwerfen; und wo es als ein

Gut, ja als ein Inbegriff von Gütern erscheint, da hat es keinen Halt und keine Dauer, und der Genuß selbst peinigt durch seine Unbeständigkeit, wo nicht gar durch Ueberdruß. Das Land des Friedens öffnet sich nur für den, der sich nicht schämt den Herrn zu suchen. Und sucht er ihn, so findet er nicht blos Ruhe für seine Seele, sondern ganz und gar ein neues Leben, in welchem und für welches ihm neue Sinne und Triebe aufgehen, die den ganzen Menschen verklären und auch die Welt im neuen Lichte zeigen. Dieses für den Gottsuchenden immer heller und schöner aufgehende Leben wird nun von dem Gott nicht Suchenden als eine Chimäre verlacht und verspottet und mit den oben erwähnten Nahmen benannt. Dieß kann nicht anders seyn, und es liegt in der Natur der verschiedenen Lebenszustände und der sie begleitenden Ansichten von der Welt und dem Leben. Für den, der nur in der Gesellschaft seines Selbst lebt, giebt es nur eine wandelbare Weltoberfläche, die er mit Sinnen und Verstand, so gut es gehen will, mißt und wägt; in der Tiefe ist mit Sinnen und Verstand nichts zu suchen; und darum giebt es für ihn keine Tiefe, sondern nur einen Abgrund, wo die Phantasien und Träume wohnen, deren Gesellschaft man vermeiden muß. Für den aber, der in der Gemeinschaft, ja in der Gesellschaft Gottes lebt, der

Gott vor Augen und im Herzen hat, der an dem Unsichtbaren aber Allgegenwärtigen haftet wie die Magnetnadel am Nordpol, wie der Planet an seiner Sonne, für diesen giebt es eine sichere Lebenstiefe, die nicht als Abgrund, sondern als Himmel, als ewiger Aether erscheint, in dem es sich leicht und frei athmen läßt, der uns überall umfängt und umschließt, und in dessen ungetrübten Räumen die Welt der Sinne und des Verstandes selbst verklärt erscheint. In diesem Himmel wohnt der Gottesfriede, der wahre Seelenfriede; und wer ihn empfunden hat, weiß daß er ist, mit der Gewißheit die er von seinem eigenen Leben hat, und er weiß eben so gewiß daß die Quelle dieses Friedens auch die der Kraft, des Lichts, der Liebe, der Freiheit und Seligkeit ist, kurz, alles dessen was in den heiligen Schriften „Wahrheit und Leben" heißt. Wer in der Wahrheit ist, der ist auch in diesem Frieden, diesem Leben; aber Niemand ist es ohne Gott. Wer nicht in Gott ist, ist auch nicht in der Wahrheit: er weidet sich, oder quält sich ab, am Scheine und Truge, wie wollte er über die Wahrheit aburtheilen können? Möge er sie schmähen, sie hat sich dieses von jeher müssen gefallen lassen. Aber Ein Zeichen ist ihr gegeben, und an diesem wird sie immerdar erkannt werden: es ist der Friede in uns, der Seelenfriede. Wer die-

sen noch nicht besitzt, hat auch die Wahrheit noch nicht gefunden, ja noch mehr: er hat sie auch noch nicht gesucht. Denn das ist ein ewig festes und wahres Wort: „Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan.“ Wer aber die Wahrheit sucht ohne Gott, wer in der Wahrheit etwas anderes sucht als Gott, der wird, der kann sie nie finden, er findet immer nur sich selbst, den Suchenden, in neuen Irthümern, in neuen Täuschungen. Dieß ist die Geschichte der Philosophie.

V.

Ueber den falschen Lebenszwang.

Zwang muß oft seyn im Leben, ja das Leben selbst muß, wo von Bändigung die Rede ist, mit Zwang behandelt werden; aber es giebt einen falschen Lebenszwang der viel Unheil anrichtet. Und diesen wollen wir jetzt ins Auge fassen.

Es ist eine eigene Sache um das, was man Individualität des Menschen nennt. Jeder hat seine eigene, und sollte sie wohl kennen, wohl behandeln lernen: denn sein Leben, die Richtung, das Gedeihen seines Lebens ist aufs innigste an seine Individualität geknüpft, ja man könnte sagen, darauf gebaut. Die Individualität umfaßt den ganzen Menschen, durchdringt den ganzen Menschen, leiblich und geistig. In erster Hinsicht ist sie das, was wir Constitution nennen; in einem

gewissen Uebergange vom leiblichen zum geistigen erscheint sie als Temperament, und in geistiger Hinsicht erweiset sie sich als bestimmend die Gefühle und Neigungen, die Denk- und Sinnes-Weise, die Lebens-Ansicht und den Lebens-Standpunkt, und somit auch das ganze handelnde Leben des Menschen. Die Individualität ist das eigenthümliche Maß und die eigenthümliche Richtung der Menschenkraft im Individuum. Es giebt so viele Individualitäten als es Menschen giebt, und man sollte daher nicht Alle über Einen Leisten schlagen wollen. Gleichwohl soll hiemit nicht gesagt seyn daß es nicht auch etwas Gemeinschaftliches in Allen gäbe, was sie bey aller individuellen Verschiedenheit ähnlich, ja gleich macht, was sie unter einander verbindet, oder wenigstens verbinden sollte, woraus dann, wenn es geschähe, bey der höchsten Mannichfaltigkeit der Einzelnen Einheit des Ganzen entstehen würde. Wir wissen es: es ist die Vernunft, welche über der Individualität steht und ihr vorstehen, sie beherrschen und gestalten soll. Aber nimmermehr kann die Vernunft etwas anderes aus dem Menschen machen, als was in seiner Naturanlage gegeben ist; und sie will es auch nicht. Aber der Mensch will es oft; und daher so viele Fehlgriffe. Nur durch Zwang, und nur durch falschen Zwang kann der Mensch etwas anderes aus sich

machen wollen als was in ihm liegt, wozu er bestimmt, wozu er berufen ist. Wer nicht zum Lehrer, zum Arzt, zum Tonkünstler, zum Mahler, zum Mathematiker, zum Soldaten, zum Staatsmann, zum Dichter, zum Denker, zum Redner, zum Kaufmann, zum mechanischen Künstler berufen ist, wird nichts von diesem Allem. Das ist bekannt, die Erfahrung weiset es aus. Auf einer anderen Seite: in wen gewisse Reize und Hebel, gewisse Neigungen und Richtungen des Lebens gelegt sind, kommt ohne sie, mit Verschmähung ihrer Beyhülfe, mit Widerstand gegen ihre Einwirkung, nicht aus, nicht vorwärts, nicht zum Ziele, und folglich auch nicht zur Zufriedenheit, nicht zur Behaglichkeit des Lebens. Gleichwohl kennen sich die Menschen oft so wenig, daß sie gegen Alles dieses ankämpfen, daß sie von dem, worauf sie hingewiesen werden, nichts wissen wollen, daß sie etwas ganz anderes seyn, thun und haben wollen, als was ihnen vermöge ihrer Individualität und durch dieselbe vergönnt, ja geboten ist. Uns beherrscht ein doppeltes Princip: das der Vernunft, und das der Individualität; keines darf verletzt werden. Man thut der Individualität Unrecht, wenn man sie als Neigung der Vernunft entgegenstellt. Die Individualität ist mehr als Neigung, sie ist Einrichtung, Natureinrichtung die eben so heilig und nicht zu verletzen,

als die Vernunft selbst ist, obschon zu jener Natureinrichtung auch unsere angebohrnen Neigungen gehören. Es giebt angebohrne Neigungen, d. h. solche, die zwar nicht sogleich nach der Geburt sich zeigen, aber sich instinctmäßig im Leben und durch das Leben entwickeln. Aber es sind, wie schon gesagt, nicht blos die Neigungen, welche unsere Individualität bestimmen. Jeder Lebensreiz, der uns weckt und zieht, jede Empfänglichkeit für gewisse Einwirkungen bestimmter Gegenstände gehört hierher. Sinn und Trieb sind in der Menscheneinrichtung immer zusammengestellt: wozu der Mensch Trieb hat, dafür hat er auch Sinn. Dieß sollte man wohl beachten. Aber auch das Gefühl entspricht dieser Einrichtung. Wovon das Gefühl des Menschen am meisten angesprochen wird, dahin richten sich auch Trieb und Sinn. Aber das Gefühl ist das Innerste, das Richtmaß von Allem; aus dem Gefühl entfaltet sich Trieb und Sinn. So deutet z. B. das Gefühl für Ehre und Schande, für Lob und Tadel, die Freude am Beyfall und die Trauer über das Mißfallen auf eine innere Anlage der Persönlichkeit hin, welche durch diesen Lebensreiz entwickelt und ausgebildet werden soll. Durch dieses Gefühl wird der Trieb sich auszuzeichnen, zu gefallen, der Trieb nach Beyfall und Ruhm geweckt, und an ihn knüpft sich, an ihm entwickelt sich der Sinn: die Neigungen, die

Wünsche, die Bedürfnisse der Andern zu erforschen, der Sinn für Beobachtung dessen was Andern wohlgefällt und Freude macht, oder umgekehrt, und dem zu Folge der Sinn für Mittheilung, für Gefälligkeit, für Theilnahme und Beyhülfe, folglich ein zarter moralischer Sinn, aber auch zugleich ein ästhetischer und intellectueller, indem das Beste was wir nächst dem Herzen geben können, der Geist ist, der, je schöner und klarer er sich beurkundet, desto gewisser die Anerkennung und den Beyfall Anderer gleichsam magnetisch an sich zieht. Hier ist, kann man sagen, der ausschweifendsten Eitelkeit mit allen ihren Auswüchsen, Thor und Thüre geöffnet. Allerdings. Soll aber eine gewisse Richtung des Gefühles, Triebes und Sinnes untergehen, niedergedrückt, ausgerottet werden, weil durch Mißbrauch und Uebertreibung, durch ungebändigte Hingebung und einseitige Herrschaft Schaden entstehen kann? Wollen wir diese Reize ersticken, diese Hebel niederdrücken, so wird auch das Leben auf bestimmten Seiten nicht erweckt, nicht gehoben. Daß Trieb, Gefühl und Sinn nicht ausarten, darüber hat die Vernunft zu wachen, aber eben so sehr darüber, daß diese Quellen des Lebens nicht verstopft werden. Dieß geschieht, wenn man die Individualität vernichten will, in dem Wahne daß sie der Vernunft wider=

spreche. Keine Natureinrichtung widerspricht der Vernunft, sie ist die Dienerin der Vernunft. Was ist aber Natureinrichtung? Alles was in unserer Individualität ohne unser Zuthun erscheint. „Also der Trieb nach Rache, der Hang zur Grausamkeit, zur Wollust, zum Geitz wär auch Natureinrichtung? Denn Alles dieß ist Manchem oft wie angebohren.“ — Ist dieß wahr? Meistentheils entstehen diese Ausartungen — denn das sind sie nach dem Ausspruche der Vernunft — wohl erst durch des Menschen Zuthun; aber es läßt sich auch nicht läugnen daß der Mensch sie und ähnliche Fehlerhaftigkeiten nicht selten wie Keime zu moralischen Auswüchsen, aber allezeit als von den Eltern ererbte Krankheit, mit auf die Welt bringt. Wir müssen also eingestehen daß es auch eine krankhafte Individualität giebt, die wir aber durchaus nicht Natureinrichtung nennen können, weil wir sonst den Schöpfer der Natur lästern würden, sondern die wir als eine Folge menschlicher Verschuldung anzusehen haben. Nehmen wir demnach in unserer Individualität nur das für Natureinrichtung, was in uns ohne unser Zuthun aber auch ohne Widerspruch der Vernunft vorhanden ist. Von dem also Vorhandenen können wir aber auch als gewiß annehmen, daß es nicht durch Zwang unterdrückt werden dürfe; denn ein solcher Zwang würde der Vernunft

widersprechen, es würde ein falscher Zwang seyn. Giebt es dergleichen? Betrachten wir das Verfahren derer, welche von jeher nach Bildung strebten, und wir werden die Spuren und Folgen desselben in unübersehbarer Menge finden. Das höchste Ziel der Lebensbildung ist von jeher die moralische oder religiöse gewesen. Ueberall nun, wo wir in alter und neuer Zeit die Bemühungen um Ertödung des äussern Lebens zum Behuf innerer Reinheit und Beschaulichkeit vorfinden, da ist ein solcher falscher Lebenszwang. Es ist ein ungeheures Vorurtheil daß der Geist ohne das Leben bestehen könne, und gleichwohl sehen wir noch heut zu Tage gar Manchen diesem Vorurtheile huldigen. Die eigenen Martern, die Selbstquälereyen, die Selbstpeinigungen sind noch nicht aus der Mode gekommen. Ist aber je etwas dabey gewonnen worden als Lebensverkümmerung, Lebensüberdruß, oder gar Lebensverkürzung? Die reine Moral, die reine Religion ist heiter wie das Licht. Das sollten wir nie vergessen. Alles Trübe, Düstere, Niederdrückende stört unsere Wirksamkeit, unser wahres Fortschreiten in der Lebensvirtuosität. Das Leben ist immer zum Leben nöthig. Und was ist das Leben ohne äussere Reize, ohne äussere Erweckungsmittel zur Lebendigkeit des Gefühls, der Erkenntniß, des Handelns? Ist darum eine Natur vor unsern Augen ausgebreitet,

daß wir unser Auge, alle unsere Sinne vor ihr verschließen sollen? Nein, die Natur in jeder ihrer Erscheinungen wirkt erregend, belebend auf den Menschen; und das soll sie, dazu ist sie bestimmt. Warum uns nun von der Natur abwenden, und wie die Sinne, so die Gefühle und Triebe die sich auf sie beziehen, ertöden um in einer inneren Welt von Gefühlen, Vorstellungen, Trieben zu leben, oder vielmehr zu vergehen, die ohne die äussere keine Nahrung, keine Verständigung, keine Bestätigung haben? Alles was der Geist sinnen und denken mag, findet in der Natur sein Gegenbild wieder, nur nicht das ungesetzliche, das willkührliche oder das künstlich-erzwungene Sinnen und Denken.

Daher gilt auch von der Philosophie was von der Religion gilt. Es giebt ebenfalls einen falschen philosophischen Lebens- oder vielmehr Geistes-Zwang, als es einen religiösen giebt. Die abstrakte Geistes-Welt des Philosophen, wie die abstrakte Herzens-Welt des Religiösen, beyde ermangeln des Lebens, kommen nur auf Unkosten des Lebens, durch einen Gewaltstreich auf dasselbe, zu Stande, und gehen verlustig, wie der Lebendigkeit, so der Wahrheit: denn Alles vom Leben Getrennte ist unwahr, und vernichtet sich selbst stets,

und oft auch den, der sich ihm hingiebt. Nein, der Geist ist aufs innigste an das Leben geknüpft, und dem Leben Eintrag thun — und dieß thut alle philosophische Abstraction und Reflexion — heißt dem Geiste Eintrag thun.

Wiederum giebt es einen falschen Lebenszwang in dem Revier des äussern Lebens, abgesehen von allem Geiste: es ist die Bildung der so genannten feinen Welt oder der Weltleute, die Bildung oder vielmehr der Zwang zur Vorstellung, die aber zuletzt, nach gehöriger Uebung, zur eigenthümlichen Natur, zu völliger Virtuosität wird. Man könnte sie kurzweg die Bildung zur Lüge nennen: denn wer innerlich anders ist als er äusserlich erscheint, der ist ein Heuchler, d. h. ein Lügner. In dieser Hinsicht ist die heutige Gesellschafts-Welt ein wahres Theater, nur nicht so unschuldig wie dieses, dem der Schein als Gesetz auferlegt ist. Wie selten zeigt sich in der Gesellschaftswelt Einer dem Andern anders denn als Person, d. h. als Maske. Die sogenannte Höflichkeit ist nichts als Maske; nur die Grobheit ist es nicht, die aber eben darum nicht in die feine Welt gehört. Was ist die scheinbare Theilnahme an Andern meist anders als Höflichkeit? Und wie viele Gestalten nimmt nicht diese Theilnahme an? Nur die

Liebe ist aufrichtig, die Höflichkeit ist aber ein Surrogat der Liebe, eine verstellte Liebe. Die vollendete Höflichkeit ist der vollendete Schein der Liebe, also die höchste Verstellung. Alle Verstellung aber ist ihrem Wesen nach Zwang, denn von Natur verstellt sich der Mensch nicht, und er soll sich auch nicht verstellen, weil dieß gegen die Wahrheit ist. Die Verstellung ist also ein falscher Zwang, und diesem unterliegt die ganze gebildete Welt, fast ohne es zu wissen, weil ihr dieser Zwang zur Gewohnheit, zur andern Natur geworden ist.

Aber auch wo der Mensch, in Verhältnissen des äussern Lebens, gegen sich selbst und Andere aufrichtig erscheint, befindet er sich nicht selten in dem Zustande eines falschen Zwanges. Es ist der Zwang des Standes und der Beschäftigung. Wie Viele sind nicht in ihren Stand, in ihre Beschäftigung hinein gezwungen, ganz gegen die Beschaffenheit, gegen das Gesetz ihrer Individualität! Sehr Viele, vielleicht die Meisten sind in dieser Beziehung mehr Sklaven als sie selbst meinen. Viele empfinden es aber auch, und dieß trübt und stört ihr ganzes Leben. Man bezeichnet diesen Zustand häufig mit dem Ausdrucke: nicht an seinem Platze seyn. Wie Viele sind nicht an ihrem Platze! Wie viele Geistliche, Schullehrer, Advocaten, Aerzte, Kauf-

leute, Handwerker, Künstler, Soldaten, und wohl noch Andere mehr, die wir nicht benennen wollen, sind nicht an ihrem Platze, und empfinden es, daß sie es nicht sind. Und warum sind sie es nicht? weil sie sich gegen ihre Individualität bestimmt haben, oder haben bestimmen lassen durch Andere, oder durch Umstände und Verhältnisse, oder durch Zufall. Aus reiner Willkühr entweder, oder auch schon aus Zwang, wie dieß bey Kindern der ärmern Klasse oft der Fall ist, haben sie sich in eine, ihrer Individualität nicht entsprechende, Lebensweise eingepfercht, in der sie sich nun und nimmer frey bewegen, weil sie nicht dazu berufen sind. Und so bringt sie ein falscher Zwang um die wahre That, um die wahre Freude ihres Lebens.

Fast nur die rohen, die wilden Völker sind von dem falschen Zwange aller Art befreyt, und unter den cultivirten die, welche nach Naturprincipien leben, dergleichen es heut zu Tage keines mehr giebt; ehemals waren es die Griechen und die Römer; beyde lebten nach dem Princip der bürgerlichen Freiheit, als einem Natur-Princip, nur jedes dieser Völker nach seiner Weise. Mit der Einführung des Christenthums ist das Princip der höchsten Einheit, das Vernunftprincip, eingetreten; aber wir wissen uns noch nicht in dasselbe zu fü-

gen; wir nehmen es noch als Zwang auf, weil wir noch nicht gelernt haben die Selbstsucht zu bezwingen, die, weil sie der Vernunft widerspricht, auch nicht zum Wesen reiner Individualität gerechnet werden kann, sondern ein krankhafter Auswuchs derselben ist. Man kann, ja man soll, bey aller Unterwürfigkeit unter die Vernunft, die Individualität rein bewahren, weil sie das Organ ist, durch welches allein die Vernunft wirken kann. Aber wir mißverstehen die Vernunft und uns selbst. Wir gleichen mit unserer Individualität dem Saamenkorn mit seinen verhüllten Kräften. Auch die Vernunft gehört, genau genommen, so lange sie noch nicht entwickelt ist, zu unserer Individualität. Ist sie aber entwickelt, so wird sie zum Princip der Bildung für die Individualität, wie das Blatt zum Princip der Bildung für die Pflanze wird. Aber das Blatt ist für sich allein nicht ein solches Princip, sondern blos wiefern es Organ des Lichts ist. So auch die Vernunft. Was für das Blatt das Licht ist, ist für die Vernunft die Offenbarung. Ohne Offenbarung ist die Vernunft unwirksam, ja sie kann nicht bestehen, wie das Blatt nicht ohne das Licht. Die Offenbarung zeuget vom Licht und ist das Licht für unsere Vernunft. Ohne Offenbarung tappt die Vernunft im Finstern. Es ist also ein falscher Zwang, die Vernunft vor der Offen-

barung zu verschließen, wie dieß sehr häufig geschieht. Wir wissen nichts vom Reiche des Lichts, vom Himmelreich, ohne die Offenbarung. Aber auf der andern Seite ist es wieder ein falscher Zwang die Individualität vernichten und blos Vernunft seyn zu wollen. Kann denn die Pflanze leben ohne Wurzel und Stamm und Saft? Ja wie mag das Blatt selbst sich ohne alles dieses gestalten? Darum sey uns Alles heilig, was Natureinrichtung heißt: Sinne und Verstand, Triebe und Gefühle, Temperament und Anlagen: denn aus Allem diesem, und durch Alles dieses soll auf seine Weise ein Jeder gestaltet werden aber freylich nur vermittelst des bildenden Princips der Vernunft. Dieses soll Alles im Menschen durchdringen und erfüllen. Aber nicht vernichten. Darum leben Die im größten Zwange und im gefährlichsten Irthum, die das Leben vernichten wollen um den Geist zu erhalten. Dieß ist das falsch verstandene Welt-Absterben, die falsch verstandene innere Einkehr. Dieser Irthum und falsche Lebenszwang erzeugt die Seelenkrankheit der Schwärmerey, des Quietismus, des Pietismus, des falschen und verwerflichen Mysticismus. Das Christenthum ist nicht Mysticismus, es ist die Klarheit, das Licht selbst; und es mag sich's schon noch eine Weile gefallen lassen daß es von denen, die es nicht kennen, Mystik genannt

wird. Die wirklichen Mystiker haben dieß verschuldet. Darum kann man nicht deutlich genug ihr Wesen in seiner wahren Falschheit aufstellen. Der wahre Christ ist ein Freyer, und wer auf irgend eine Weise ein gezwungenes Daseyn lebt, das ist kein wahrer Christ. Dieß trifft die, die sich selbst quälen, um das Himmelreich zu ererben. Das Himmelreich ist kein Reich des Zwanges sondern ein Reich der Freiheit. „Also sollen wir uns gehen lassen wie wir sind, und uns auf keine Weise Gewalt anthun?" Keinesweges. Unser nächstes und letztes Geschäft muß die Ausrottung des Bösen in uns seyn; und diese kommt nicht ohne Anstrengung, ohne Kampf, und folglich auch nicht ohne Zwang zu Stande. Hier ist aber vom falschen Zwange die Rede: und dieser findet überall statt, wo man gegen die Individualität ankämpft. Nicht die Individualität sollen wir ausrotten wollen, sondern das Verdorbene in unserer Individualität, so wie bey einer Krankheit nicht der Körper mit seinen organischen Theilen und nicht das ihm einwohnende Leben, sondern nur der Krankheitsstoff, der diesen Theilen, diesem Leben zur Last ist, vertilgt werden soll. Es lebe also und gedeihe die Individualität, aber es vergehe ihre Verdorbenheit. Nicht die Wissenschaft, nicht die Kunst, nicht das bürgerliche Geschäft und Gewerb soll getadelt, geschmäht,

vernachlässigt, als schädlich und verderblich verworfen werden, als etwas das vom Höchsten, von dem Einen was Noth ist, abführe, sondern das Höchste, das Eine was Noth ist: Lauterkeit, Reinigkeit des Herzens soll den Menschen bey Allem was er thut, beseelen. Wir sind zum Wirken auf der Erde bestellt, mit irdischen Kräften auf irdische Stoffe, aber der Geist der uns beseelt soll ein himmlischer seyn, ihn sollen wir bey allem unserm Wirken und Schaffen ausprägen. Der Geist der Liebe soll alles unser Thun beleben; was wir thun, sollen wir aus Liebe und zur Liebe thun, wir sollen durch unser Wirken und Schaffen, Jeder auf seine Weise, den Andern hülfreich und förderlich seyn. Der Hülfreichste ist der Beste. Wie könneu wir aber wirken ohne Werkzeuge und Kräfte? Und die Gesammtheit unserer Werkzeuge und Kräfte macht unsere Individualität aus, die bey Jedem eine andere ist. Bilden wir sie also aus, diese Individualität, wie sie nach ihrer Art, nach ihrem Maße ausgebildet zu seyn verlangt, und lassen wir uns durch keinen falschen Zwang verleiten, weder etwas anderes seyn zu wollen als uns vergönnt ist, noch einen Theil unseres Daseyns aufzugeben, um den andern desto fester zu halten. Der Mensch ist stets im gezwungenen Zustande, wenn er nicht mit sich selbst einig ist; aber es giebt einen Zwang, der uns von allem gezwunge-

nen Zustande befreyt und Einigkeit mit uns selbst und Seelenfrieden herbey führt: dieß ist der Zwang zum Guten, der Zwang der gegen das Böse in uns gerichtet ist. Dieß ist der heilsame Lebenszwang; aber auch der einzige, der diesen Nahmen verdient; aller übrige Zwang ist ein falscher, verderblicher. „Wie? gelangen wir denn ohne Zwang zu irgend einer Virtuosität, in der Kunst, in der Wissenschaft, im praktischen Leben? Kommt uns dieß alles spielend und aus freyer Entwickelung unserer Kräfte?“ Nein; aber wir werden von selbst, aus uns heraus, ohne unser Zuthun, ja oft wider unsern Willen getrieben und gerichtet zu dem Berufe, für welchen wir bestimmt sind, und die Ueberwindung der Trägheit, des innern Widerstandes gegen die Thätigkeit, des Hanges nach Ruhe, welcher uns Allen mehr oder weniger einwohnt, ist der einzige Zwang den wir uns hier anzuthun haben: dieser fließt aber mit jenem genannten heilsamen Lebenszwange in Eins zusammen, denn wir sind von Natur nur zum Guten träg, zu unserer Erhebung in das Reich der Thätigkeit, der Freiheit und des Lichts. Haben wir diesen Widerstand überwunden, so geht Alles übrige ganz eigentlich von selbst: denn Trieb und Sinn zeigen uns den Weg, den wir unter Leitung des Verstandes und der Vernunft zu gehen haben; denn dieß alles liegt in uns und entwickelt sich ohne anderes Zu-

thun als das des guten Willens. Was ausser diesem und der aus ihm entspringenden Thätigkeit nicht gesetzlich und nach innerer Natur-Einrichtung, sondern willkührlich hinzugefügt wird, gehört in das Kapitel des falschen Lebenszwanges.

VI.

Wo es der philosophischen Moral fehlt?

Man kann nicht fragen: wo fehlt es der Moral? denn man würde hier der christlichen Moral Unrecht thun, als welcher nichts fehlt, wie sich beweisen läßt und auch noch hier bewiesen werden soll; aber es giebt ausser der christlichen noch eine philosophische; und dieser gilt die Frage. Wie das? kann die christliche Moral etwas anderes seyn als die philosophische? kann sie auf etwas anderes gegründet seyn als auf die Vernunft? und ist nicht die Vernunft die Quelle der philosophischen Moral? und wo fehlt es der Vernunft? Wir könnten kurzweg sagen es fehlt ihr, für sich, als solcher, an der Offenbarung; wir wollen aber bey einem allgemeinen Anfange der Untersuchung ein besonderes Mißverständniß nicht berühren, welches bey so Vielen noch nicht

aus dem Wege geräumt ist, sondern die Beseitigung desselben dem Resultate dieser Forschung überlassen. Wir halten uns jetzt lediglich an die philosophische Moral, und wiederholen die aufgestellte Frage. Sehen wir zuerst was ihr nicht fehlt. Es fehlt ihr nicht an einem Princip, und zwar an einem allgemein gültigen, sey es auch durch verschiedene Forscher noch so verschieden ausgesprochen. Sie müssen sich doch zuletzt Alle, wenn sie sich recht verstehen, in der Vernunft-Idee, oder vielmehr in dem Vernunft-Gebot des reinen, absoluten Handelns vereinigen. „Handle rein", d. i. unbestimmt von äussern Momenten, von äusserem Interesse, sondern blos bestimmt durch die Natur der Vernunft, durch die innere Nothwendigkeit, durch das Gesetz des Handelns das in der Vernunft liegt, und welches kein anderes als das Gesetz der Freiheit ist: denn die Vernunft ist das Princip der Freiheit. Man kann also auch den Ausdruck brauchen: „handle frey;" und weil das freye Handeln ein von Aussen, durch das Endliche, unbeschränktes, ungetrübtes, unbeflecktes, heiliges Handeln ist, auch sagen: „handle heilig," oder: „handle gut:" denn das Heilige ist das Gute. Keiner von denen, die je ein System der Moral aufgestellt haben, kann, wenn er anders dabey auf die Vernunft zurück und von ihr ausgegangen ist, einen anderen ober-

sten Grundsatz der Moral aufstellen als den eben genannten: „handle gut." Hierinne müssen sich Alle vereinigen, und lassen sich auch Alle vereinigen, die es wirklich mit der Vernunft zu thun haben: denn die Vernunft ist ihrem Wesen nach nichts anderes als Reinheit, Freiheit, Heiligkeit, Güte; als welches Alles dasselbe ist. Es fehlt also der echt philosophischen Moral nicht an einem, allgemein anzuerkennenden, Princip. Es fehlt ihr zweitens nicht an einer folgerechten und auch wohl ziemlich vollständigen Entwickelung dieses Princips, so wie wir dieselbe, nach früheren mangelhaften Versuchen, von Kant und Fichte an, unter uns sich haben entfalten sehen. Und wenn jemand in diesem Punkte, also in der wissenschaftlichen Ausbildung der Moral, in der organischen Vollendung der Lehre von den Pflichten, noch etwas vermißt und verlangt, so sind wir hierüber nachsichtig, indem wir wenigstens die Möglichkeit einer solchen Vollendung in dem Princip selbst gegeben finden und die wirkliche Ausführung ruhig der Zeit überlassen. Wir nehmen also an, daß an der philosophischen Moral, weder ihrem Princip, noch ihrem Inhalt und ihrer Form nach, etwas auszusetzen sey, und sind so, wie Mancher uns erinnern möchte, freygebig genug, ja vielleicht zu freygebig. Wo fehlt es denn nun der philosophischen Moral? Wir

antworten: an der Möglichkeit ihrer Realisirung, nicht in der Wissenschaft, sondern im Leben. Ist dem aber so, so fehlt es ihr am Wesentlichen, an der Möglichkeit der Erreichung ihres Zwecks: denn die Moral ist für das Leben, für die Einrichtung des Lebens, wiefern solches ein wahrhaft menschliches, d. h. ein vernünftiges, seyn soll, bestimmt. „Das ist eine harte Lehre! wer mag sie verstehen? Beweise uns was du sagst!“ Es soll geschehen.

Der Mensch soll gut handeln, wir geben es zu; und er würde gut handeln wenn er es könnte. „Wie? er sollte es nicht können? Wozu hätte er denn Vernunft und Willen?“ Wir geben auch zu daß er gut handeln kann, aber nur unter einer Bedingung, welche die philosophische Moral ausser Acht läßt; weshalb sie denn auch, weil sie dieß thut, ihr ganzes Geschäft vergeblich treibt. „Was soll dieß für eine sonderbare Bedingung seyn? Aber wir brauchen sie gar nicht zu wissen, denn der Verfasser widerspricht sich selbst, indem er nichts gegen das Princip der philosophischen Moral, und nichts gegen ihren Inhalt und ihre Form einzuwenden hat, und nun gleichwohl eine wesentliche Lücke an ihr findet.“ Ich habe nichts gegen die Realität, ja Integrität der philosophischen Moral, als Wissenschaft, einzuwenden,

aber viel, ja Alles, gegen sie als Lebenslehre; und das soll sie doch seyn, oder sie ist nichts. Die Sachen stehen so. Sobald der Mensch die Anforderung zum guten Handeln erhält, so will er entweder ihr Gnüge leisten, oder er will es nicht. In der Regel will er es nicht: denn er kann in keinem einzigen Falle gut handeln ohne sein Selbst zu verläugnen, denn die Ansprüche der Selbstheit, des eigentlichen menschlichen Wesens, stehen denen der Vernunft die sie ja eben gegen das Selbst richtet, geradezu entgegen.

„Und wer vermag von seinem Selbst zu scheiden?"

So spricht nicht blos der Dichter, sondern auch der von Natur selbstische Mensch. Aber wir übergehen jetzt diesen schwierigen Punkt: wir nehmen an, der Mensch wolle, trotz allem Interesse und allem Einreden seines Selbst, dennoch gut handeln. Was wird geschehen? Von folgenden Zweyen Eines: entweder er wird es blos beym Wollen bewenden lassen, oder er wird der Vorschrift der Vernunft gemäß handeln. Das Erste ist häufig der Fall, er ist es bey denen, die den sogenannten guten Willen haben, die ihn haben bis es zur That kommt, zum Opfer des gewohnten selbstischen Daseyns und Wirkens, wo sie dann von dem Vollbringen der That durch die Schwierigkeit der Selbst-Entsagung

zurückgeschreckt werden und Alles beym Alten lassen; welches Wollen und nicht Thun sich oft durchs ganze Leben hinzieht und den Halb-Vernunftmenschen in stetem Zwiespalt mit sich selbst erhält. Aber auch diesen Fall lassen wir bey Seite liegen und wenden uns zu dem zweyten. Der Mensch will gut handeln und vollzieht das Gebot der Vernunft. Daß die Vernunft ihm gebieten muß, setzt voraus daß er ohne das Gebot derselben anders, als sie verlangt, gehandelt haben würde. Denn wozu wär sonst ihr Gebot nöthig? Der Mensch wäre wie sie ihn haben will, er stimmte mit ihrem Wesen überein, er wäre rein, heilig, gut. Dieß ist er also, wenn die Vernunft gebietend zu ihm spricht, keinesweges: er ist nicht rein, nicht heilig, nicht gut. Er ist folglich böse, wenigstens ist etwas Böses in ihm, was der Vernunft widerspricht, wie könnte sie sonst Gehorsam verlangen? Wir müssen demnach annehmen, der Mensch, dem die Vernunft Gehorsam gebietet, sey von ihr abgewendet. Wie kommt er nun dazu sich zu ihr hinzuwenden, ihr gehorchen zu wollen? In der Verfassung, in welcher er sich befindet, ist es unbegreiflich. Er will das Gute nicht, und will es doch; dieß ist ein Widerspruch. Er kann das Gute nicht eher wollen als bis er das Böse nicht mehr will. Er kann also den Anfang seines guten Handelns nicht mit dem

Wollen des Guten machen, sondern er muß ihn mit dem Nicht wollen des Bösen machen. Auf nächstem, unmittelbarem Wege kann er also der Vernunft gar nicht gehorchen. Gleichwohl setzt dieß die philosophische Moral voraus. Und dieß ist die Lücke, die Kluft, die sich zwischen ihr und ihrer Realisirung im Leben befindet. Der Fall, den wir annahmen, daß der Mensch gut handeln wolle und darum das Gebot der Vernunft erfülle, kann aus der Mitte des Lebens heraus in dem sich der Mensch eben befindet, kann ursprünglich, unmittelbar, auf geradem Wege, gar nicht vorkommen. Es gab und giebt auch wohl noch Menschen die einmal anfingen das Gute zu wollen und zu thun und auch in diesem Wollen und Thun beharrten, aber nicht eher als bis sie sich des Bösen entlediget hatten. So lange das Böse noch im Menschen lebt und waltet, thut er auch kein Gutes. „Wie? sehen wir nicht, daß auch Menschen, die wir böse nennen, mit unter etwas Gutes thun?" Ja, so weit sie nicht verdorben sind, oder vielmehr, so weit sie das Verderbniß von sich abgehalten, so weit sie sich gut erhalten haben. „Also ist der Mensch doch ursprünglich gut? also kann er doch auch das Gute ursprünglich wollen, und es ist kein Widerspruch wenn er es thut?" Allerdings ist Alles dieß gegründet, und dennoch schleicht sich das Böse unfehl-

bar, wenigstens als Versucher, in den Menschen ein, und muß abgewiesen werden ehe der Mensch das Gute thun kann. Es giebt keinen Sterblichen, in dem nicht die Versuchung zum Bösen erwachte, und dieses Vorhandenseyn der Versuchung zum Bösen in Jedem ist eben selbst das Böse das in Jedem liegt und das erst aus dem Wege geräumt werden muß, ehe das Gute vollbracht werden kann. Wer ist nun, der der Versuchung nie unterlegen, der also nicht das Böse wirklich in sich aufgenommen hätte? Bey aller ursprünglichen Güte, bey aller Möglichkeit des guten Wollens und Thuns demnach sind wir dennoch Alle verdorben, mehr oder weniger, thun wir Alle das Böse, mehr oder weniger: genug wir thun es; und thun wir es, so wollen wir es auch: denn was könnte man thun ohne es zu wollen. — „Aber der Mensch kann doch bey weitem mehr Gutes wollen als Böses; und so kommt am Ende das Böse in keinem Betracht und ist so gut wie gar nicht vorhanden.“ Der ist schlecht berathen, der so denkt: denn wer den Feind gering achtet, hat ihn am meisten zu fürchten. Wer nichts vom Bösen in der menschlichen Natur wissen will, gerade dieser ist davon durch und durch angesteckt: denn wer sich nicht für böse hält, hält sich für gut; und wer sich für gut hält, ist, — wir wollen nicht einmal sagen: stolz und dün-

kelhaft — sondern blos, er ist übel daran: denn er kann nicht besser werden, er kann nicht streben besser zu werden, oder er begeht einen Widerspruch: denn wer gut ist, ist unverbesserlich. Bestrebt er sich aber dennoch besser zu werden, so gesteht er ja selbst ein daß er noch nicht gut ist, daß er Schlechtes abzulegen hat. Und woher denn das Schlechte, wenn wir von Hause aus gut sind? Doch nein, Schlechtes gesteht man sich auch nicht ein, nur Rohes, Ungebildetes, das durch Cultur verwischt werden soll. Durch welche Cultur? durch physische? ästhetische? intellectuelle? Durch diese wird das moralische Wesen des Menschen nicht, oder wenigstens nur höchst mittelbar, berührt. Es ist also doch eine besondere moralische Cultur nöthig? „Ja, aber blos als Erziehung zur Freiheit und Selbstständigkeit, zu welcher der Mensch berufen ist." Abgesehen davon daß diese Freiheit und Selbstständigkeit höchst zweydeutig ist, indem hier der Egoismus seine Rechnung gar trefflich finden kann; sondern angenommen daß hier wirklich der reine Vernunftzweck beabsichtigt werde: ist denn die Sache so leicht abgemacht? stellt sich der beabsichtigten moralischen Freiheit und Selbstständigkeit so gar nichts entgegen? ist die moralische Lebensvirtuosität eine so leichte Kunst? Wir kommen wieder auf das zurück wovon wir ausgingen: Ehe nicht

das Böse im Menschen beseitiget ist, ist an das Gute nicht zu denken. Es sind nicht die Leidenschaften, die Irthümer, die Vorurtheile, mit denen man es hier zu thun hat, es ist nicht blos die Trägheit zum Guten, die hier zur Sprache kommt: sondern es ist der Charakter, das Gepräge aller dieser Fehlerhaftigkeiten, was uns böses Spiel macht. Alle diese Beschaffenheiten tragen den Charakter, das Gepräge der Abneigung gegen das Gute, der Feindschaft gegen das Gute, kurz den Charakter, das Gepräge des Bösen an sich; und dieses ist es was so schwer aus dem Menschen hinweggebannt werden kann, und was, wenn es nicht für das erkannt wird was es ist, überhaupt auch nicht hinweggebannt wird, sondern festwurzelt, und sich weiter verbreitet, und den ganzen Menschen in Beschlag nimmt. Und dieß erkennt eben die philosophische Moral nicht; sie macht mit dem Stolze des Menschen gemeinschaftliche Sache; und sie muß ja wohl auch: denn sie ist sein Product. „Wie? die Moral, die Gesetzgebung der Vernunft, das Product des Stolzes?“ Die Vernunft selbst freylich und ihre Gesetzgebung ist nicht das Product des Stolzes, sondern göttliche Einrichtung: aber die Zumuthung an den Menschen, den unaufhörlich Versuchten, den, — gestehen wir es nur — unaufhörlich Fallenden, die Zumuthung an ihn, ja die Er-

wartung von ihm, daß er sich ohne Widerstand, in freyer Ergebung, als reines Vernunftwesen zeigen werde, diese ist das Product des Stolzes, der sich selbst nicht begreifenden Verblendung. Haben wir denn nie etwas von einem Menschenherzen, von einem Dichten und Trachten dieses Menschenherzens gehört? O, das Menschenherz ist ein gar übermüthiges, verkehrtes, widerspänstiges Ding! Oder wer vermag die tägliche Erfahrung Lügen zu strafen? Wir wiederholen es: es giebt Menschen genug welche Lust zum Guten haben, welche das Gute lieben und auch thun, aber unter welcher Bedingung? nur erst nachdem sie ihr dem Bösen zugewendetes Herz bezwungen haben. Von Hause aus ist Niemand gut, gut nehmlich der That nach, denn gut der Anlage nach sind wir Alle; dieß wird gern zugestanden. Das ist aber das Mißverständniß daß man die Anlage und die That verwechselt, daß man die Vernunft in uns, die da fordert, mit unserm Ich, das da nicht leistet, für Eines und dasselbe hält. Von Hause aus suchen wir Alle das Unsrige, und nicht das, was Gottes ist; und wir geben uns darum so gern selbst das Gesetz, das strengste, des reinen, absoluten Handelns, damit wir nur von uns selbst abhängig bleiben und nicht nöthig haben uns irgend einer andern Macht zu unterwerfen. Niemand hat dieß deutlicher ausgesprochen als

der Philosoph Fichte, aber Niemand hat auch den Stolz des Menschen auf eine größere Höhe gestellt, und darum um so offenbarer entwickelt und an den Tag gelegt. Der Stolz aber ist dem Geize gleich, er ist selbst eine Art von Geiz, er will nichts von dem Seinigen geben, und ist so die Wurzel alles Uebels. Der Stolz ist die höchste Erscheinung der Selbstsucht, und ist deshalb, je höher er sich stellt, desto verwerflicher. Er kann sich aber nicht höher stellen als auf den Standpunkt der Vernunft. Und dieß thut er in der philosophischen Moral. Oder weiß die philosophische Moral etwas von Demuth? Rette sie wer sie retten kann: hier ist ihr der Stab gebrochen. Sie selbst ist bemüht sich dadurch zu sichern daß sie nichts von Demuth wissen will. Wie könnte sie auch? ist der Mensch sein eigener Gesetzgeber, so ist es ihm Pflicht sich keinem andern Gesetz zu beugen, jedes fremde Gesetz zu verwerfen. Man sagt: „wir verwerfen nur Gesetze die nicht mit der Vernunft übereinstimmen.“ Sehr gut. Aber hast du dir die Vernunft selbst gegeben? bist du folglich dein eigener Gesetzgeber? willst du nicht in der Vernunft den Gesetzgeber ehren? dich vor seiner Weisheit demüthigen? Ist nun das Gesetz der Vernunft Gottes Gesetz, wo bleibt da die eigene Gesetzgebung? Ist es nicht ein Frevel von einer solchen nur zu reden? Ist

es nicht fremde Gesetzgebung die du für deine eigene hältst? Allerdings ist sie an keinen Fremden, sie ist an dich selbst gerichtet; aber kommt sie darum von dir her? Wohin nun mit dem Stolze? Demuth ist nöthig, Demuth vor der Offenbarung Gottes in der Vernunft. Es ist nicht einerley und nicht gleichgültig ob man dieß zugiebt oder ableugnet. Leugnet man es ab, so behauptet freylich die philosophische Moral die Würde ihrer Selbstständigkeit: dann sehe aber auch Jeder zu, wie er das Gesetz erfülle das er sich selbst gegeben hat. Und erfüllt hat es noch Keiner durch sich selbst, so deutlich es auch in der Vernunft ausgesprochen ist. Was hilft nun das Gesetz? es kann nur dazu dienen uns zu verdammen. Und dieß thut es auch: denn vor dem Gesetz ist Keiner gerechtfertiget. Und darum ist die philosophische Moral kein nütze. Welches zu erweisen war, und hoffentlich nun erwiesen ist: denn sie führt den Menschen, der nicht auf sich ruhen kann, auf sich selbst zurück, und giebt ihm deshalb weder die Vollendung, zu der er bestimmt ist und hingetrieben wird, noch den Frieden, dessen er bedarf und nach dem er strebt. Und dieß ist es denn, wo es der philosophischen Moral fehlt. Was ist also wohl die philosophische Moral in der Geschichte des menschlichen Geistes? Sie ist, wie die Philosophie selbst, ein halbes,

unreifes, einseitiges Streben des sich selbst überlassenen, oder vielmehr des vom Höchsten abgefallenen Menschengeistes. Die Philosophie begann, als sich die menschliche Willkühr vom göttlichen Gesetz losgerissen hatte, und als man dieses Gesetz denn doch in sich fand, obschon sich nicht Eins mit ihm, und von ihm abgewichen, da stellte man es als höchste Norm des Lebens auf, nach der man Jeden Andern richtete, nur sich selbst nicht, man würde sonst gewahr geworden seyn, nicht blos wie tief man unter dem Gesetz stehe, sondern auch wie wenig man im Stande sey es durch sich selbst und aus sich selbst zu erfüllen. Daß dieß Alles die strengste Wahrheit ist, die nicht blos durch den geführten negativen Beweis hervorgeht, soll der nun positiv zu führende klar an das Licht stellen.

Nehmlich wir wenden jetzt die Seite der Betrachtung, und geben zu, oder lassen zugeben was wir vorhin ableugnen ließen: daß die Vernunft und ihr Gesetz in uns Gottes-Offenbarung sey, die der Mensch in Demuth als solche anzuerkennen habe. Und wenn wir diesen Standpunkt festhalten, und von ihm aus unsere Ansicht zu berichtigen suchen, so wird sich durch das, was wir hier erhalten, auf positive Weise ergeben woran es der philosophischen Moral mangelt. Es ist oben

nicht unbedingt behauptet worden, daß der Mensch das Gute, welches zu wollen und zu thun ihm die Vernunft vorschreibt, weder wollen noch thun könne: sondern es ist nur gesagt worden, daß der Mensch, wie er sich im Leben findet, oder vielmehr, wie die Vernunft ihn findet, wenn sie zuerst ihr Gebot an ihn ergehen läßt, durch und aus sich selbst weder das Wollen noch das Vollbringen des Guten habe, so viel Gutes auch in der Welt gewollt und vollbracht wird; und daß hiezu, nehmlich damit das Gute gewollt und vollbracht werde, eine Bedingung erforderlich sey, „welche die philosophische Moral außer Acht läßt, weshalb sie denn auch, weil sie dieß thut, ihr ganzes Geschäft vergeblich treibt." Es ist bis jetzt dieser Bedingung noch gar nicht weiter Erwähnung geschehen, weil wir zuerst die Untauglichkeit der philosophischen Moral zu dem Zweck, für welchen sie vorhanden ist, aus ihrem eigenen Wesen erweisen mußten. Nicht das Gesetz, welches diese Moral aufstellt, war es, was wir zu tadeln hatten, sondern daß sie sich mit diesem Gesetz, als einem Lebensregulatif, an ein Wesen wendet, für welches diese Gesetzgebung nichtig ist, weil es sich derselben nicht gutwillig fügt, und gezwungen nicht fügen soll; denn durch Zwang wird die Freiheit vernichtet. Es müßte ein Mittel ausgefunden werden, wodurch es dem Men=

schen möglich wäre das Gesetz zu erfüllen und so seinen höchsten Lebenszweck zu erreichen: und da die philosophische Moral für ein solches nicht gesorgt hat, auch nicht sorgen kann, weil sie sich sonst selbst aufheben und ihr Werk fremder Hand anvertrauen würde — denn dieses Mittel ist der geoffenbarte Glaube: — so ist ihr ganzes Bemühen umsonst. Ja, der Glaube, wie er uns in besonderer, durch alle Zeiten fortschreitender, in der Christuslehre aber vollendeter, Offenbarung gegeben ist, ist die Bedingung, unter welcher allein der Mensch das Gute wollen und vollbringen kann. Es giebt keine höhere Angelegenheit für den Menschen, als diese; um so aufmerksamer, genauer, gründlicher muß das Wesen dieses Auskunfts-Mittels geprüft werden. Was ist also der Glaube? und wie kann er die Bedingung seyn, unter welcher der Mensch das Gute zu wollen und zu vollbringen vermag? Am besten vernehmen wir wohl zunächst aus der geoffenbarten Lehre selbst, was der Glaube ist. Aus der ganzen heiligen Geschichte geht hervor, daß der Glaube das Band ist durch welches die Menschheit an die Gottheit geknüpft ist. Alle heiligen Menschen des alten und neuen Bundes gehörten der Gottheit durch den Glauben an, wurden durch diesen, als durch ein Medium der Mittheilung, durch eine Fähigkeit zur Gemeinschaft mit dem Göttlichen,

und gleichsam durch eine göttliche Ebenbürtigkeit, geleitet, gestützt, gekräftiget, geschützt, errettet, gesegnet; wie dieß einer der höchsten Glaubenshelden, Paulus, seiner Gemeine (Hebr. 11.) vor Augen führt; und wie denn auch Treue und Glaube das Band ist das schon die Menschen untereinander verbindet. Treue und Glaube gehören immer zusammen, und zwar auch in dem Verhältnisse zwischen Gott und Menschen: Treue, Wahrhaftigkeit von Seiten Gottes, und Glaube, Vertrauen von Seiten des Menschen. Es ist der innigste Bund der so geschlossen wird zwischen der Wahrheit und dem Vertrauen, zwischen dem Geber und Empfänger. Es ist der Bund, wenigstens die Grundlage zum Bunde, der Liebe. In diesem Elemente, im Glauben, im Vertrauen des Menschen fand die Gottheit gleichsam einen Zuleiter ihrer Gnade und ihres Segens auf den Gebrechlichen und Bedürftigen. Nicht die Tugend und Gerechtigkeit des Menschen konnte zum Bande der Gemeinschaft zwischen ihm und der Gottheit dienen: dieß wäre ein zu unsicheres, schwaches Band gewesen, da die Geschichte lehrt daß es fast stets in demselben Augenblicke zerrissen wurde, wo es geknüpft worden war. Diese Untauglichkeit menschlicher Tugend zu einem Bande der Gottheit kann der genannte Paulus nicht scharf genug herausheben, und er

warnt aufs kräftigste vor solcher Anmaßung, indem er die Nichtigkeit aller auf sich selbst ruhenden menschlichen Tugend an vielen Orten klar zur Schau stellt; (Röm. 1. 3. 4. 5.) wie denn überhaupt diese Ansicht durch das Ganze der heiligen Schriften geht. Nur im Glauben, im Vertrauen des Menschen auf Gott ist der Anknüpfungspunkt einer Gemeinschaft zwischen beyden. Die Wahrhaftigkeit Gottes setzt im Menschen eine Empfänglichkeit für selbige voraus, allerdings also etwas im Menschen das dem Göttlichen verwandt ist, und woran sich dasselbe anschließen kann. Das Vertrauen im menschlichen Herzen ist ursprünglich das einzig schätzbare an demselben: es gleicht der Perle in der Muschel. Aber indem der Glaube zugleich etwas ist das sich der Mensch nicht selbst gegeben hat, ist er von allem Verdacht der Unreinheit frey. Aus allem diesem geht hervor, daß der Glaube eine Neigung, ein Streben des Herzens ist, sich, es sey wem es sey, anzuvertrauen, sich hinzugeben in ruhiger Gewißheit und Zuversicht. So schildert den Glauben auch Paulus, in der bekannten Stelle die gleichsam der Canon des Begriffs vom Glauben geworden ist (Hebr. 11.), und zwar als eine gewisse Zuversicht, ohne äußere Begründung und Verbürgung, gleichsam ohne Brief und Siegel; eine Gewißheit die das Pfand ihrer Sicherheit in sich

selbst trägt; ein für wahr Halten eines Andern, darum, weil in uns selbst Wahrheit ist. Ich halte den Andern, der mir etwas zusichert, für aufrichtig, weil ich es selbst bin. Und darum zweifle ich nicht an ihm; und darum ist das Nicht-Zweifeln der eigentliche Charakter des Glaubens, wie ihn ebenfalls Paulus (ebendas.) angiebt. Zweifle nicht: und du glaubst. Dieß ist das offenbare Geheimniß des Glaubens. Es liegt sehr viel in diesem Nicht-Zweifeln. Es ist nur der Unschuld der ersten Kinderjahre, oder auch Gemüthern eigen, die noch nicht, in der Welt und durch sie, mit der Welt und sich selbst uneins geworden sind. Es gehört zu diesem Nicht-Zweifeln ganz eigentlich und streng eine Einheit, eine Unversehrtheit des innersten Lebens, daß sich schon von dieser, als solcher, eine gedeihliche Entwickelung dieses Lebens folgern läßt. Wie sich bey einer Pflanze, auch wenn sie Blätter und Blüthen verlohren hat, doch noch Gutes hoffen läßt, wenn Stamm und Wurzeln noch gut sind: so bey einem Gemüth, in welchem noch der Glaube ist. Gewöhnlich wird der Verstand in die Sache des Glaubens eingemischt; jener hat aber mit dem Glauben gar nichts zu thun: seine Sache ist das Wissen oder Nicht-Wissen, das Begreifen oder Nicht-Begreifen; der Zweifel aber, wie der Glaube, ruht im Herzen. Der Glaube ist die Herzens-Zuversicht, durch die wir

leben, und durch welche sogar allen Erscheinungen und Wahrnehmungen des Lebens und Seyns der Stempel der Gewißheit aufgedrückt wird. Wir trauen, getragen von dieser Zuversicht, unseren Sinnen und unserm Verstande, und alles unser Wissen ruht auf dem Glauben, nicht aber der Glaube auf dem Wissen. Der Glaube ist keine Art, kein Grad des Wissens; ich brauche nicht zu wissen um zu glauben, aber ich muß glauben um zu wissen. Zwar der Glaube selbst giebt nicht das Wissen, aber er bestätiget es: er giebt des Wissens Gewißheit. Der Glaube ist die Quelle aller Gewißheit. Was ich höre, sehe, begreife, es ist mir nur darum gewiß, weil ich es glaube. Dieser Glaube macht daß der Mensch bey Sinnen, bey Verstand und Vernunft ist; läßt er diesen Glauben fahren, so hört er auf alles dieses zu seyn, wie wir bey Verrückten sehen. Der Verrückte glaubt nicht mehr was seinen Sinnen als wirklich, seinem Verstande als richtig, seiner Vernunft als wahr vorgehalten wird, und was jeder Gesunde glaubt; und darum ist er verrückt. Der Zweifel ist der erste Schritt zur Verrücktheit: er ist kein Nicht-Wissen, sondern ein Nicht-Glauben. „Ist dieß aber nicht zu weit gegangen? ist nicht jede Ungewißheit mit Zweifel begleitet? und wie Vieles im Leben ist uns nicht ungewiß, und muß es oft bleiben? kön-

nen wir da glauben? müssen wir da nicht zweifeln? und führt nicht erst der Zweifel oft zur Wahrheit?" Freylich ist der Zweifel in unser Leben getreten, weil es seine ursprüngliche Gewißheit verlohren hat; wir zweifeln in allen Lebensverhältnissen, weil wir zu glauben verlernt haben, weil nicht mehr die Herzens-Gewißheit, sondern die Verstandes-Klügeley unser Leben leitet: wir prüfen nicht mehr mit dem Herzen, sondern mit dem Verstande, und der Verstand, vom Herzen losgerissen, ist immer ein Zweifler. Aber das Zweifeln bringt nie der Wahrheit näher, sondern zieht den Menschen mehr und mehr in das Gebiet der Verworrenheit und des Irthums. Die Wahrheit kommt, wie alles Gute, nur aus dem Glauben. Wir müssen nur unser Glaubens-leeres Leben nicht als die Norm für ein wahres Leben aufstellen. Wir sind dem Zweifel in aller Art und Beziehung hingegeben weil wir nicht glauben wollen, weil unser Interesse ein anderes ist als das des Glaubens. Der Glaube ist heilig, rein und gut; unser Leben aber ist unrein, unheilig, böse: denn wir sind von dem Interesse der Endlichkeit umstrickt, welches wir für das höchste halten. Was Wunder daß uns hier überall Zweifel begegnen, in einer Welt künstlich-erschaffener Verhältnisse, wo keine Wahrheit, keine Gewißheit ist? Der Zweifel ist die Strafe des Nicht-Glau-

bens, er ist der Nicht-Glaube selbst, und dieser entsteht durch unsern Abfall von der Wahrheit. Wahrheit und Gewißheit ist überall wo Natur und Vernunft ist; aber unsere Welt, die Lebens-Atmosphäre, welche wir uns durch Gelüst und Willkühr geschaffen haben, ist eitel Unnatur und Unvernunft. Was Wunder, wenn hier der Zweifel zu Hause ist, und mit ihm die Ungewißheit, die Unsicherheit des Daseyns, der Zwiespalt, der Unfriede, das Mißtrauen, die Unzufriedenheit? Nein, durch den Zweifel geht niemand in das Reich der Wahrheit, des Glücks und des Friedens ein, sondern allein durch den Glauben. Aber wir kennen diesen nicht mehr, weder da wo wir glauben müssen, noch da wo wir glauben sollen. Wir müssen glauben, eine ursprüngliche Nothwendigkeit zwingt uns dazu, in dem Gebiete des Seyns; hier glauben wir bewußtlos, und werden dadurch im Daseyn, beym Leben erhalten. Wir sollen glauben, in dem Gebiete unseres Werdens, unserer Bestimmung; wir sollen uns hier der Führung einer ewigen Vaterhand überlassen, einem ewigen Vaterherzen vertrauen und in diesem Vertrauen sicher leben. Aber wir fragen ob es ein solches Vaterherz giebt, ja wir zweifeln daß es ein solches giebt; und wir thun dieß nur, und können es nur thun, weil wir den uns eingebohrnen Glauben verschleudert haben. Nur der

Glaube führt zu Gott, der Zweifel nie, er führt nur von Gott ab, und auf alle mögliche Ab- und Ir-wege. Und weil wir in diesen befangen sind, so halten wir das Zweifeln für etwas nothwendiges, ja heilsames und dem Leben förderliches. Wir sehr irren wir uns! Nur das Nicht-Zweifeln, nur der Glaube bringt uns weiter im Leben. „Aber soll man sich denn ohne Ueberlegung, ohne sich zu bedenken einem blinden Handeln überlassen? Und läßt sich die Ueberlegung ohne Zweifel denken? So lange man überlegt, ist man ungewiß, und so lange man ungewiß ist, zweifelt man. Ist daher der Zweifel nicht blos erlaubt, sondern sogar nothwendig?" Wir antworten: der Zweifel ist so wenig Eins mit der Ueberlegung, er gehört so wenig zu ihr, daß er sie vielmehr stört, lähmt und aufhebt. Der Zweifel ist eine Hemmung unseres Denkens und Handelns. Jeder Zweifel ist ein Anstoß, und treibt uns nicht vorwärts sondern zurück. Wir zweifeln nur dann erst, wenn wir von der geraden Bahn des Denkens und Handelns abgewichen sind; so lange wir uns auf derselben befinden, gehen wir ohne Bedenken, klar, sicher und gedeihlich vorwärts. Dieß geschieht aber nur so lange wir das Rechte denken und wollen; und das Rechte ist das Gute, und das Gute ist das Heilige, und an das Heilige knüpft uns allein ein ihm zugewendetes Gemüth,

und das Gemüth kann dem Heiligen nur zugewendet seyn wenn es vom Bösen abgewendet ist, und die Kraft sich vom Bösen abzuwenden giebt allein der Glaube, das Vertrauen auf die Macht, die von uns verlangt, nach der Offenbarung die uns von ihr geworden ist, daß wir ihr eben vertrauen sollen ohne allen Zweifel. Daher sind die Worte: Zweifle nicht, von so hoher Bedeutung zur Erklärung, zum Begreifen, zum Erfassen des Lebens-Elements, welches Glaube heißt. Ja, der Glaube ist ein Lebens-Element, und geht überall aus den heiligen Schriften als solches hervor. Wie oft begegnen uns nicht die Ausdrücke, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und uns auffordern ihren Gehalt, ihre Wahrheit durch Selbstversuche zu prüfen, zu erfahren; als: der Gerechte wird seines Glaubens leben; der Glaube macht selig; der Glaube ist eine Gotteskraft; ohne Glauben kann Niemand zu Gott kommen; der Glaube versetzt Berge, d. h. hebt alle Hindernisse und Schwierigkeiten. Jesus, der göttliche Arzt, verlangte nur den Glauben zur Heilung aller Gebrechen der Menschheit, und deutete dadurch auf die Wichtigkeit, die Unentbehrlichkeit des Glaubens zu allem Besserwerden hin. Habt Glauben an Gott, ruft sein göttlicher Mund den schwachen, gebrechlichen Menschen in allen schwierigen Le-

bensfällen zu. Und nun fragt es sich: läßt sich nicht aus der Natur des Glaubens die wunderbare Kraft und Wirkung, die ihm in den heiligen Schriften zugeschrieben wird, erklären? Fassen wir aber vorher gleichsam die einzelnen Strahlen des Glaubens wie in einen Brennpunkt zusammen. Der Glaube läßt sich von mehreren Seiten betrachten, er hat verschiedene Beziehungen. Erstlich, er ist etwas Innerliches im Menschen. Was? und wo? Er ist eine Zuversicht, ein Nicht-Zweifeln, eine Gewißheit, nicht in den Sinnen, nicht im Verstande, nicht in der Vernunft, sondern im Gemüth, im Herzen. Er ist also ein Zustand des Herzens, und welcher? Der Zustand höchster, vollkommenster, innigster Herzens-Einheit. In dem Herzen, das da glaubt, ist kein Zwiespalt, kein Schwanken uud Zweifeln, keine Furcht und Sorge, sondern eitel Gewißheit, Festigkeit, Sicherheit. Dieser Zustand drückt zugleich eine besondere Beschaffenheit des Herzens aus: das Herz das da glaubt, ist ein argloses, nichts Böses vermuthendes, nichts Böses sinnendes und denkendes, es ist ein reines Herz, und darum ein reines, weil es ein dem Reinen, Heiligen kindlich hingegebenes, dem heiligsten Gegenstande, Gott, vertrauendes ist. Der Glaube ist also auch eine Herzens-Richtung, er ist die Richtung des Herzens auf Gott, er ist also auch etwas

vom Menschen Ausgehendes, ein Act, eine Thätigkeit, und zwar eine reine Thätigkeit, ein reines Thun: Gottvertrauen, von ganzer Seele, von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, also nichts weniger als eine Passivität, wie Viele meinen. Aber er ist freylich nicht blos ein Thun, er ist auch ein Empfangen; wessen? wovon? woher? Die Beantwortung der letzten Frage enthält auch die der ersten. Empfängt der Glaube etwas, so kann er es nur von Gott empfangen; denn auf Gott ist er gerichtet. Der Glaube ist eine Gottes-Zuversicht; er erwartet also von Gott das Beste, Alles: Leben und volle Gnüge; er erwartet dieß nicht blos, sondern er ist dessen gewiß; und in dieser Gewißheit liegt, an sie schließt sich, eine göttliche Beruhigung, Erhebung, und Kräftigung des Gemüths; göttlich darum, weil sie gerade in den Augenblicken der höchsten Unruhe, Niedergedrücktheit und Ohnmacht erscheint und in demselben Nu, wo der Glaube erwacht, zugleich mit ihm und durch ihn. Und so ist der Glaube eine Gottes-Kraft, wie er eine menschliche Hingebung ist, er ist ein Empfangen, wie er ein Geben ist. In dem Nu, wo gegeben wird, wahrhaft gegeben wird, wird auch wahrhaft empfangen. Kraft ist es, die da empfangen wird, Kraft von oben; und diese Kraft ist der Keim zu allem Hohen und Herrlichen, zu allem Heil

und Wohl im Menschen. Wie könnte sie auch etwas anderes seyn, da sie von oben kommt? Also: Kraft des Friedens und der Beruhigung, der heitern Zuversicht und zuversichtlichen Heiterkeit, der Gewißheit des Gelingens, der Ermuthigung, der frischen, fröhlichen That. Ein neues Leben zieht mit dem Glauben in den Menschen ein, ein kräftiges, klares, liebevolles Leben. Was ists, das einem solchen Leben, wenn es fortgesetzt, wenn der Funke des Glaubens zur Flamme angeblasen wird, widerstehen, was ists, das es hemmen, hindern, niederdrücken könnte? Der Blitz des Glaubens zerschmelzt jedes Hinderniß. Und so ist denn der Glaube auch ein Besitzthum, ein Gut: er gleicht dem alchemischen Stein der Weisen, dem Zauberringe der Mährchen, nur nicht in ihrer Fabelhaftigkeit, sondern ist ihr Gegentheil in lebendiger, wirklicher Gewißheit, im wahrhaften Erfahren und Erleben. Darum geben die heiligen Schriften so viel, ja Alles auf den Glauben, wiefern er als die erste Bedingung zu allem Guten angesehen wird; darum sind durch den Glauben so viele dem Ungläubigen unmöglich scheinende Dinge möglich geworden, darum gilt er für die wunder-vermittelnde Kraft. Und der Glaube, dieser Zustand innerer Einheit und Ganzheit, diese reine, friedliche Beschaffenheit des Herzens, diese innige Hingebung an Gott, und

diese Gottes-Zuversicht und Gewißheit, diese Kraft Gottes, diese Kraft der Wunder, sollte nicht das Wunder der Besserung, der Heiligung des Menschen zu Stande bringen?

Hier sind wir auf den Punkt der Beantwortung der zweyten Hauptfrage gekommen. Die erste war: was ist der Glaube? die zweyte ist: wie kann er die Bedingung seyn, unter welcher der Mensch das Gute zu wollen und zu vollbringen vermag? Und die Beantwortung dieser Frage hängt mit dem positiven Beweise zusammen, durch den wir das Mangelhafte in der philosophischen Moral erhärten wollten. Dieser Beweis soll durch das Geschäft, welches wir eben beginnen, vollständig werden.

Ist der Glaube das, als was wir ihn aufgestellt haben, so trägt er das Document seiner Fähigkeit den Menschen zum Wollen und Vollbringen des Guten zu bringen, auch in sich: denn es liegt in ihm Alles was der Mensch zu dieser schweren Leistung bedarf, und bleibt uns nur zu entwickeln und auf dieses Bedürfniß zu beziehen. — Mit aller Vernunft thut doch der Mensch das Gute nicht, kann und will es nicht thun: denn sein Wille stammt aus seinem Triebe, und sein Trieb aus seiner Natur, und seine Natur hängt an der

Kette der Selbstheit, einem Princip, das dem des Guten gerade zu entgegen steht. Jedes Einzelwesen, auch der Mensch, gravitirt nach seinem eigenen Mittelpunkte. Welchen Aufschwung auch der Mensch nimmt, er sinkt immer wieder in sich zurück. Es geht ihm mit der moralischen Erhebung wie mit der physischen. Er kann einen Sprung in die Luft machen, aber fliegen kann er nicht. Selbst die Kraft mit der er sich erhebt trägt das Gesetz des in sich selbst Zurückgehens in sich. So wie er das Wort Ich ausspricht, hat er auch schon den Gedanken uud die That der Selbstheit ausgesprochen. Und was vermag der Mensch, als Einzelwesen, ohne sein Ich? dieses ist der Durchgangspunkt aller seiner Empfindungen, Gedanken und Handlungen. Die Ichheit, d. h. die Selbstheit beherrscht den Menschen wie er von Natur ist; sie ist die Atmosphäre, in der er lebt. Er ist wie durch einen Zauber an dieses Erdenelement gebannt. Ohne höhere Hülfe und Befreyung kann er nicht davon loskommen. Daher haben diejenigen Recht, welche alle Handlungen des Menschen, wie er ist wenn er auf sich selbst steht, wenn er, nach einem neuen Knnstausdrucke, auf sein Ich basirt ist, vom Eigennutz ableiten. Es ist eine trostlose Philosophie die das thut, und sie hat gar nicht die Absicht den Menschen zu erheben, sondern sie will ihn den Thieren des

Feldes gleichmachen; aber sie ist nicht blos consequent, sondern auch richtig; denn es ist nur eine höhere animalische Potenz in welcher der Ichmensch lebt. Eine höhere Philosophie, die den Menschen als Vernunftwesen betrachtet und ihm als solchem ein Vernunftleben vorschreibt, ist inconsequent und unrichtig: denn sie macht das letzte zum ersten, das Ziel zum Ausgangspunkte, indem sie den Menschen schon in die Vernunftsphäre hinein hebt und ihn sich darinn frey bewegen läßt, während er weder die Kraft noch den Willen hat, auch nicht haben kann, sich den Fesseln seiner Ichheit zu entwinden. Sie muthet der Ichheit die Freiheit zu, und die Ichheit ist die Gebundenheit selbst, denn sie ist an sich selbst gebunden. Und so bewährt sich das Wort abermals:

„Vermag der Mensch von seinem Selbst zu scheiden?"

Diejenigen, welche es aus eigener Macht und Kraft unternehmen wollten, sind allesamt gescheitert; und der Mensch fällt um so tiefer, je höher er sich selbst zu erheben gedenkt. Die sich aus eigener Macht vergöttlichen wollten, sind Alle, gleich den Giganten, von dem Olymp herabgestürzt worden. Daher sind diejenigen die Weisesten, welche dem Menschen die Mäßigung als die höchste Tugend vorgeschrieben haben. Hier bewegt

sich der Mensch in seiner eigenen Sphäre; er kommt aber auch nicht über dieselbe hinaus, nicht in die Vernunfthöhe. Er soll aber zu dieser aufsteigen, die Vernunft verlangt es; und nicht sie, nur die Philosophie hat Unrecht, welche es ihm zumuthet, ihm die Kraft zu solchem Unternehmen zutraut, und der Meinung ist daß man ihm blos die Bahn vorzuzeichnen brauche, damit er sie gehe. Die größten Moralphilosophen sind sie diese Bahn gegangen? Es ist eben so viel zum Menschen zu sagen: sey vernünftig, als zu ihm zu sagen: fliege! Der Mensch ist schlechterdings, so wie er ist, in einen Widerspruch mit sich selbst gesetzt. Aber nicht blos die Philosophen haben Unrecht, wenn sie, indem sie die Vernunft, wie billig, erheben, den Menschen zur Vernunft zu erheben glauben, sondern auch die Theologen, oder vielmehr diejenigen unter ihnen, die von der Vernunft nichts wissen wollen und sie als eine Feindin der Menschheit, als eine anmaßende Selbstherrscherin behandeln. Wer die Vernunft schmäht, lästert Gott: denn die Vernunft ist Gottes Geist in uns. Wir können nicht anders Gott wohlgefällig leben als durch die Vernunft; was uns geboten wird kann nur sie ausführen; die Wahrheit die wir erkennen sollen, kann nur sie erkennen; die Heiligung die wir vor Gott erhalten sollen, können wir nur in ihr und durch

sie haben; der neue, geistige Mensch, der in uns, an der Stelle des alten, erstehen soll, (der Christus, den wir anziehen sollen,) kann nur durch sie und in ihr geschaffen werden; das Werk der Bekehrung ist ihr Werk, ihre That; nur indem sie in uns denkt und handelt, nur indem sie unser Leben leitet und regelt, werden wir aus Gott geschaffene Menschen, führen wir in Gott ein göttliches Leben. Wie Gott das allein freye und selbstständige Wesen ist, ist die Vernunft in uns das freye und selbstständige Wirken, und was wir in der Vernunft wirken und leben, wirken und leben wir in Gott. Wir sind in dem Augenblick in die Gemeinschaft Gottes aufgenommen, wo wir in die Vernunft eingegangen, mit ihr Eins geworden, selbst Vernunft geworden sind, wo die Vernunft an die Stelle unseres Ichs getreten ist. Die Vernunft ist das ewige Wesen und Leben in uns; wenn wir in und mit ihr und durch sie leben, haben wir das ewige Leben voll und gänzlich schon in diesem irdischen Daseyn. Selbstbestimmung heißt der Anfangsact des Vernunftlebens, und Selbstbestimmung und nichts weiter ist ihr fortgesetztes Schaffen und Thun. In der Selbstbestimmung und durch sie wird jedes äussere Interesse abgehalten und verdrängt; durch die Selbstbestimmung hören wir auf von den Aussendingen bestimmt zu werden, und nur in-

dem wir von den Aussendingen und äusseren Interessen bestimmt werden, sündigen wir. Wir sind also heilig und rein, indem wir uns selbst d. h. unser Selbst bestimmen, beschränken, beherrschen, unser Selbstleben, welches das uns angebohrne, natürliche, gewöhnliche ist, verläugnen und aufgeben. Das gebot Christus, das drückte er aus mit den Worten: wer sein Leben lieb hat, der wird es verliehren, wer es aber verliehrt um meinetwillen, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Das ist aber das ewige Leben, daß wir anfangen und fortfahren uns selbst zu bestimmen, daß wir nicht unseren Willen, sondern Gottes Willen thun; und Gottes Wille ist der reine Wille der Vernunft: sie hat keinen andern als diesen, der Sohn keinen andern als der Vater; und dieser Sohn ist durch seinen Geist, den Geist der Wahrheit, wenn wir ihn hören und annehmen, in uns alle Tage bis an der Welt Ende. So sind wir denn Gott verbunden durch die in uns lebende und wirkende Vernunft, und Niemand kommt zu Gott denn durch die Vernunft, Niemand zum Vater denn durch den Sohn. Diejenigen haben daher eben so großes Unrecht, welche die Vernunft im Menschen schmähen, als diejenigen welche den Menschen außer der Vernunft erheben. Und wer kann sich rühmen und sagen: ich bin in der Vernunft, wenn er nicht den alten

Menschen abgelegt hat, der da verderbt ist und in Sün-
den lebt: denn das Leben in der Bestimmtheit von
aussen ist das Leben in der Sünde, und unser gewöhn-
liches Leben ist eine fortgesetzte Sünde, denn es ist ein
fortgesetztes Bestimmtwerden von aussen durch selbsti-
sche Sorgen und Wünsche und Begierden und Bestre-
bungen aller Art, durch eine Abhängigkeit von der
Welt und ihren Verhältnissen, die wir nicht bemei-
stern können. Wer lehrt uns nun die Welt und uns
selbst überwinden, und noch mehr, wer giebt uns die
Kraft dazu, ja wer giebt uns den Willen und die Rich-
tung zum Guten, uns, die wir vermöge unserer Selbst-
heit Gottes und der Vernunft Feinde sind? Es be-
darf einer göttlichen und geistigen Kraft um die welt-
liche und fleischliche Macht zu überwinden. Und diese
Kraft — es überzeuge sich durch eigene Erfahrung wer
daran zweifelt — es ist der uns durch Offenbarung
dargebotene, gelehrte, geschenkte, Glaube, d. h. die
Gewißheit und Zuversicht daß wir durch Gott die Kraft
besitzen die Welt und uns selbst zu überwinden. Der
Glaube ist selbst diese Kraft, sie wird uns durch ihn
und mit ihm geschenkt. Es wähne Niemand diese Kraft
in sich selbst aus eigenen Mitteln erzeugen zu können;
wir hätten sie nicht, wenn sie uns nicht wär von oben
gegeben worden, und wir haben sie nicht, wenn wir sie

nicht als von oben, von dem Brunnquell und Geber alles Guten kommend, annehmen. Kann auch ein Mensch sein eigener Gott und Retter seyn? Niemand kann sich selbst erlösen, selbst befreyen: denn das Wesen was allein uns befreyt, ist die Vernunft, und die Vernunft ist Gottes. Nur indem wir uns zu Gott wenden, Gott vertrauen, nahet sich, einiget sich uns die Vernunft und macht uns frey. Vernunft und Gott sind unzertrennlich. Es kann wohl Einer sich selbst vertrauen, aber nur so weit die irdische Kraft reicht. Und wie weit reicht diese? wie bald stößt sie nicht auf unübersteigliche Schranken? Und am ersten und deutlichsten offenbaren sich diese, wo es Welt- und Selbstüberwindung gilt. Wir stehen mit uns selbst gegen dieses Geschäft im Bunde; der Feind den wir bekämpfen sollen sind wir selbst, und wie mag Jemand gegen das kämpfen was er liebt, mit dem er Eins ist? Nur eine Kraft, die ein kräftiges Gegengewicht gegen die andringende Macht der Welt und des Fleisches ist und uns fest und sicher auf ein Gebiet stellt, auf welchem wir im Nu frey werden von uns selbst und folglich fertig und geschickt zu der Freiheit welche die Vernunft giebt, nur eine Kraft, welche das gedrückte, belastete Gemüth aufrichtet, das gespannte, leidenschaftliche zur Ruhe bringt, allen Zwiespalt und allen Zweifel, ginge er

auch bis zur Verzweiflung, austilgt und ausgleicht als ob er nie dagewesen wäre, und das Gemüth mit Einigkeit und Frieden erfüllt, nur eine Kraft, welche, indem sie siegend in das Herz einzieht, alles Gefühl der Ohnmacht und ihre Erzeugnisse: Furcht, Sorge und Angst im Nu verscheucht, nur eine solche Kraft mag uns waffnen zum Streit und wie eine gefeyte Waffe alle Angriffe des Feindes abwehren. Und diese Kraft, diese Waffe ist der Glaube, die heitere Gottes-Zuversicht und Gottes-Gewißheit. Aber auch nur dieser Glaube: denn ein Glaube der nicht auf Gott ruht, ist keiner oder ein falscher. So wie der Mensch sich vertrauend Gott hingiebt, wird er stark und mächtig, Gott tritt mit ihm in den Bund und der Mensch wird eins mit ihm durch die Vernunft, die nun an ihm keinen Feind, in ihm keinen Widerstand mehr findet. Man kann fragen: „wie kommt aber der Mensch dazu Gott zu vertrauen, da er ja besagter Maßen ein Feind Gottes ist? wie kommt er also zum Glauben?" Man kann mit den Worten eines heiligen Mundes antworten: „der Glaube kommt durch die Predigt" d.h. durch Belehrung. Aber Belehrung sucht freylich nur ein Gemüth das sie bedarf, ein beunruhigtes, geängstigtes, zerschlagenes Herz, ein Herz durch Leiden und Widerwärtigkeiten, durch Noth und Mangel niedergedrückt,

nicht aber ein sich selbst genügendes, in fleischlicher Sicherheit und Hoffarth lebendes. Daher wird das Evangelium, die frohe Botschaft der Erlösung und des Himmelreichs, nur den Armen gepredigt: und das sind die Armen, die Bedürftigen, welche wir genannt haben. Ein Reicher, sagt die Schrift, d. h. ein Nichtbedürftiger wird schwer in das Himmelreich eingehen. Das sind aber die Nichtbedürftigen, die schon an der Sinnen- und Verstandes-Welt genug haben, oder genug zu haben wähnen, oder die sich darum schon gerecht dünken weil sie das Gesetz der Gerechtigkeit in sich tragen, und denen die Kluft zwischen dem Gesetz und seiner Erfüllung verborgen ist. Das sind die Schriftgelehrten und Pharisäer aller Zeiten, von denen geschrieben steht daß sie Heuchler sind und übertünchte Gräber. Darum ist diese einfältige Lehre vom Glauben, den Weisen d. h. denen, die sich durch sich selbst klug und kräftig genug dünken, verborgen, und im Gegensatze gegen solche Weisheit ist es eine thörichte Predigt die da selig macht. Die göttliche Thorheit aber ist weiser als die Menschen sind, und die göttliche Schwäche stärker als die menschliche Kraft. So scharf wird von heiliger Hand der Dünkel des blos menschlichen Wissens und Könnens gegeißelt. — Der Glaube kommt durch Belehrung; und diese Belehrung ist blos

in der Offenbarung gegeben, in der Offenbarung die an unsere Vernunft gerichtet ist, wie das Licht an das Auge. Dieß ist das hier und da schon anerkannte Verhältniß zwischen Offenbarung und Vernunft. Die Vernunft, der Geist Gottes der in uns ist, ist zugleich der Sinn für das Göttliche, dessen wir als geistiges Lebenselement bedürfen; und dieses Lebenselement erzeugen wir nicht selbst, so wenig als wir den Aether erzeugen den wir einathmen oder das Sonnenlicht, in dessen Klarheit unser Auge die Welt erschaut. Was die Licht- und Farben-Welt für das Auge, das ist die Gottes-Offenbarung für die Vernunft; und es wäre eben so thöricht, mit der Vernunft ohne Offenbarung die Gottheit wahrnehmen zu wollen, als mit dem Auge ohne Licht die Welt. Wie das Auge durch das Licht zum Sehen erweckt wird, so die Vernunft durch Offenbarung zur Gottes-Erkenntniß. So lange das Licht nicht scheint, schlummert das Auge, und so lange die Offenbarung schweigt, die Vernunft. Es gab eine Zeit für die Menschheit, wo die Vernunft, obschon göttlichen Ursprungs, doch irdisch im Menschen gebohren, noch ungeübt und ungekräftigt, die Offenbarung noch nicht fassen konnte, wie es eine Zeit für den Menschen giebt, die des neugebohrnen Kindes, wo die Welt noch nicht in ihrem Lichtglanz und in ihrer Farbenpracht auf-

gefaßt wird. Aber wie der Mensch zum Lichte reift, so die Menschheit zur Offenbarung; und sie ist gegeben diese Offenbarung; ihr Element umgiebt uns wie die Luft, wie das Licht: es ist der in alle Welt verkündigte Glaube. Durch den Glauben treten wir in die Gottes-Welt ein, wie durch das Licht in die Sinnenwelt. Das irdische Licht ist kein Element zum Sehen für die Vernunft, nur der Glaube ist es. Das Gemüth, welches durch die irdische Welt in mancherley Zwiespalt und Unruhe gerathen ist, muß durch den Glauben erst wieder zur Einheit und Ruhe gelangen wenn die Klarheit entstehen soll, deren die Vernunft zur Gottes-Erkenntniß bedarf: so wie der vom Sturm bewegte und getrübte See erst wieder zur Ruhe geebnet und zur Reinheit verklärt werden muß, wenn sich Sonn' und Himmel in ihm spiegeln soll. — Und so sehen wir, wie und was der Glaube wirkt. Er, geflossen aus dem Quell des Friedens und der Einheit, erfüllt mit diesem Frieden und dieser Einheit das Gemüth, und dadurch stärkt er es und festiget es gegen die Angriffe der Welt und der Selbstheit, und setzt den Menschen in den Stand, die Vernunft, als die ursprüngliche, die höchste Einheit in sein eigenstes Wesen aufzunehmen, ungeschieden von ihr, Eins mit ihr, selbst als Vernunft, als göttlicher Geist und im Geiste Gottes zu wirken und

sein Leben zu gestalten. Der Vernunft=Mensch wird blos durch den Glauben gebohren. Dieß ist die Wiedergeburt, die Erneuerung des Lebens im heiligen Geist, dieß ist das Himmelreich, nach dem wir alle trachten sollen, und zu dem uns Christus Jesus, der Meister und Herr, den Weg gebahnt und gezeigt hat. Dieß ist ein anderer Weg als welchen die philosophische Moral zeigt, die vom Glauben nichts weiß, eben so wenig als von der Liebe, denn sie kommt nicht von der Liebe, und sie kennt das Gebot selbst nicht einmal deutlich, welches sie aufstellt, und welches kein anderes als Liebe ist. Das reine, gute, heilige Handeln ist Liebe: denn es ist die freye Hingabe des eigenen, selbstischen Wesens an das reine; alle freye Hingabe aber des eigenen an ein Anderes ist Liebe; und die Liebe, von welcher hier die Rede ist, ist die reine, göttliche Liebe. Und zu dieser ist der selbstische Mensch, trotz alles Vernunftgebots, nicht fähig; nur der Glaube macht ihn dazu geschickt. Im Glauben aber ist Demuth, Gehorsam, Unterwerfung, nicht unter ein sklavisches Joch, sondern unter das heilige Wesen Gottes. Der Glaube vertraut diesem heiligen Wesen, giebt sich ihm hin, und ruht in seinen Schutze sicher, wie das Kind im Schoose der Mutter. Der Glaube ist eben das kindliche Verhältniß, in welches sich der Mensch zur Gottheit setzt;

er ist schon selbst kindliche Liebe und der erste Beweis derselben. Und dieß ist der große Unterschied und die große Kluft zwischen der philosophischen Moral und der Glaubenslehre. Die philosophische Moral läßt den Menschen, ja verlangt ihn, frey und selbstständig, zwar um so das Gute rein zu thun, aber doch um es allein auf sich selbst gestützt zu thun. Und so wird der Mensch mit der ganzen Last des Vernunftgebots auf sich selbst zurückgeworfen. Die Vernunft ist ihm blos Gesetz, aber nicht Kraft. Seine Kraft ist er selbst, der endlich bedingte und beschränkte. Wie will er dem Gebot des Unbedingten, Unbeschränkten in ihm gnügen? Aber es ist auch gezeigt worden daß er es nicht will, weil er es nicht kann. Das Höchste was er kann, ist, sich wie Petrus vermessen und verschwören den Herrn nicht zu verlassen. Der Kurzsichtige! Aber der Mensch thut noch dazu das Tiefste und Geringste weit eher als das Größte was er vermag. Und das Tiefste und Geringste, das Leichteste und Behaglichste ist, sich auf sein Können und Vermögen etwas einzubilden und stolz alle Beyhülfe für die unterliegende Kraft zu verschmähen. Die philosophische Moral setzt für ein unbeschränktes Vernunftgebot auch eine unbeschränkte Menschen-Kraft voraus. Sie findet dieselbe in dem Willen des Menschen. Aber der Wille, diese räthsel-

hafte Erscheinung im Menschen ist unbeschränkt, nur in seiner Wahl, aber nicht in seiner Macht: hier ist er an das Maß der Lebenskraft des Menschen gebunden, d.h. er ist ein endlicher Wille; und dieser, sollte er sich auch in seiner Wahl für die Vernunft entschieden haben, hat doch den Widerstand einer ganzen Welt gegen sich, d. h. einer Unendlichkeit von Hindernissen, der er nicht gewachsen ist; ja er hat auch noch Fleisch und Blut, die eigenen Neigungen des Menschen, und den Grund, ja Abgrund aller dieser Neigungen, die Selbstsucht, gegen sich; und so ist es nicht blos zu verwundern, sondern es ist sogar nothwendig, daß er unterliegt. Meist aber kommt er gar nicht in diesen Fall, sondern er begiebt sich von selbst in die Knechtschaft des selbstischen Wesens und fördert dessen Geschäfte, um so lieber und folgerechter, je mehr diese der endlichen Kraft angemessen sind. Die philosophische Moral vermag also den Menschen nicht zu heben, nicht zu stützen; nur die Lehre vermag es, durch welche, wenn er sie anerkennt und annimmt, der Mensch aus seiner natürlichen Befangenheit und Verlassenheit heraustritt und sein Wesen, als in Gott beschlossen und befestiget, aller feindlichen Macht gewachsen ist. Der Glaube — dieß geht aus allen unsern Erörterungen hervor — ist der Zustand der Beschlossenheit (Sichergestelltheit) des Men-

schen in Gott. Der Mensch lebt im Glauben als in einem göttlichen Elemente, wo ihm das Vernunft-Geschäft der Selbstbestimmung frey und leicht gelingt, und wie zum süßen Bedürfniß, so zur seligen Befriedigung wird. Dieses Geschäft heißt in der Sprache der heiligen Schriften: Gehorsam; und beyde, Glaube und Gehorsam, tragen den Nahmen Frömmigkeit. Glaube und Gehorsam gehören wesentlich zusammen, sie sind die beyden Pole innerhalb welcher sich das Leben des Menschen göttlich bewegt, und keiner kann ohne den andern bestehen. Der Glaube verlangt Gehorsam, und der Gehorsam bedarf des Glaubens. Der Gehorsam ohne den Glauben, wenn er möglich wäre, wäre Sklavendienst, und der Glaube ohne den Gehorsam würde sich selbst verzehren, wie die Flamme die keine Nahrung hat. Daher sagt der Apostel: der Glaube ohne die Werke ist tod, und versteht unter den Werken keine andern als die der fortgehaltenen Selbstbestimmung: denn das sind die Werke der Vernunft oder des göttlichen Geistes.

Und so wär denn auch die zweyte Frage beantwortet: wie der Glaube die Bedingung seyn könne, unter welcher der Mensch das Gute zu wollen und zu vollbringen vermag; und es geht nun wohl klar hervor,

warum die philosophische Moral tod und unfruchtbar seyn muß. Ihr mangelt das Leben welches aus dem Glauben quillt; und das Leben ist die Bedingung des Lebens. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von jeglichem Wort das aus dem Mund Gottes gehet; und das trostreichste Wort aus Gottes Munde ist das Wort: Glaube. Wer dieses Wort ins Leben aufgenommen hat, in wessen Herz es, wie ein Saamenkorn gefallen und aufgegangen ist, und wer dem Glauben durch den Gehorsam tägliche Nahrung giebt, der lebt ein seliges Leben: denn der Glaube macht selig. O du wunderbare Gotteskraft des Glaubens! Der kennt dich nicht, der im Glauben nur ein gleichgültiges Fürwahrhalten sieht, und für den Glauben Gründe sucht, für ihn, der alles wahren Wissens und Erkennens letzter, tiefster Grund ist. Er ist es freylich nicht für den, der mit seinem Wissen und Erkennen an der Oberfläche der Dinge klebt, und Alles das, worüber ihn Sinne und Verstand nicht belehren, in die dunkle Region des Glaubens verweiset, gleichsam wie in eine Vorrathskammer von Materialien zu künftigen klaren, jetzt noch nicht zu Tage geförderten Begriffen, wo nicht gar wie in eine Rumpelkammer verlebter und abgenutzter Begriffe. Aber der Glaube ist der letzte Grund nicht blos alles Wissens und Erkennens, sondern alles

geistigen Daseyns und Bestehens im Reiche der Freiheit, für den Menschen, der nicht seinen Verstand allein, sondern sein ganzes Wesen, sein Daseyn und Leben der Wahrheit geweiht hat, der Wahrheit, die nicht blos, ja eigentlich gar nicht, ein Gegenstand des Begreifens ist, sondern ein Gegenstand der Anbetung und Hingabe, des Opfers aller selbstischen Ansichten und Neigungen, des Lebens in ihr, aus ihr, und für sie. Und diese Wahrheit heißt: Gott, der nicht begriffen, nur erfahren, nur erlebt, aber auch nur in dem Zustande erfahren und erlebt werden kann, den wir Glauben zu nennen angewiesen sind. Er ist kein Neben-Zustand unter allen übrigen Zuständen unseres Lebens, dieser Glaube, er begnügt sich nicht mit einem abgelegenen Winkel des Erkenntnißvermögens, oder auch allenfalls des Herzens, das im täglichen Leben seiner Neigung folgt, und nur für abgerissene Momente eines höheren Sehnens dem Glauben an ein höheres Wesen und eine bessere Zukunft ein Plätzchen in sich verstattet: sondern er will, er soll überhaupt unser Zustand seyn, unser ganzes Wesen soll sich in Glauben auflösen, d. h. in Gott-Vertrauen, in Hangen an Gott, in Einsseyn mit Gott; wir sollen in diesem Elemente athmen und leben, keine Furcht, kein Zweifel soll in unsere Seele kommen, nur Zuver-

sicht, nur Gewißheit des höchsten Geistes, in dem wir leben, weben und sind, soll uns erfüllen, und wir sollen aus dem beruhigenden, beseligenden Gefühl dieser Gewißheit eine immer wachsende Festigkeit im Glauben erhalten. Wir sollen gleichsam keine andere Luft einathmen als die des Glaubens, so wie unser Leben keine andere Frucht bringen soll als die des Gehorsams. So erkennen, so erfahren wir was Glaube ist, sein Wesen und seine Kraft. Ein also im Glauben fortgehaltenes Leben wird Gottes inne, es erkennt nichts, bedarf nichts, begehrt nichts außer Gott; es ist ein heiliges, wie es ein seliges Leben ist. Und dieß würde auch das Streben der philosophischen Moral seyn, wenn sie sich recht verstünde, oder vielmehr sie würde sich selbst aufgeben und zu dem Glauben in die Schule gehen, wenn nicht zwischen ihr und ihm eine zu große Kluft befestiget wäre: die der Selbstgenügsamkeit. Diese macht eine Vereinigung unmöglich, wie sie auch nicht nöthig ist: denn wer den Glauben hat, hat Alles was er braucht. Wie sollte auch für den größten Theil der Menschheit gesorgt werden können, dem die Philosophie unzugänglich ist? Die Philosophie ist nicht für Jederman, der Glaube aber ist für Jederman, obschon nicht Jederman's Sache. Und warum das letztere nicht? weil nicht Alle die Wahrheit wollen, sondern

mit dem Scheine zufrieden sind. Wer aufrichtig und reines Herzens ist, verschmäht den Schein, sucht die Wahrheit, und ist offen für den Glauben. „Wer aus der Wahrheit ist, höret meine Stimme", spricht der Mund, der von der Wahrheit zeugte und für den Eingang zur Wahrheit den Glauben verlangte. Der Glaube ist das Zeichen eines noch geistig-lebendigen Gemüths; und wer dieses besitzt, an dem ist auch noch nichts verlohren. Nur wer nicht mehr zum Glauben fähig ist, hat kein geistiges Leben mehr, und bey ihm ist alle Mühe für geistige Neugestaltung verschwendet. Aber es muß mit dem Menschen weit gekommen seyn in der Versunkenheit in das Irdische und Nichtige, ehe es bis dahin kommt. Ein Fünkchen Glaube lebt doch in den Meisten, und es kommt blos darauf an, daß es zart und behutsam zur Flamme angeblasen werde. Denn leicht schlägt der Glaube in Aberglauben über, und dieß um so mehr, je weniger die Seele, die den Glauben empfängt, geläutert ist. Daher auch wohl die Scheu, wo nicht gar der Abscheu vor dem Glauben. Es giebt sehr redliche Seelen die vom Glauben nichts wissen wollen — obschon sie ihn verborgen und ihnen unbewußt in sich tragen — weil sie ihn nur in der Gestalt des Aberglaubens auffassen und richten. Wie wenig, wie gar nicht kennen sie den Glauben, der, wie

vom Unglauben, so vom Aberglauben verschieden ist, wie das Leben vom Tode, wie Lebensnahrung vom Gift. Der Aberglaube stammt aus einem unlauteren, selbstischen Herzen, und ist auf das Ungöttliche gerichtet, dem, als einer geheimen, waltenden Macht die Furcht oder die Begierde ihr Götzenopfer bringt. Der Aberglaube ist ein wahrer Götzendienst, etwas rein unheiliges. So z. B. der Glaube an ein blindes Glück' an Vorbedeutungen, an Wahrsagekünste u. d. gl. Der Glaube aber stammt aus reinem Herzen, und ist blos auf das Gute, auf Gott, gerichtet, auf den er einzig und allein vertraut. Glaube und Aberglaube vertragen sich nicht zusammen und wohnen nicht in Einem Herzen. Der Glaube bringt Freiheit, der Aberglaube Sklaverey. Der Glaube beruhiget, befriediget, beseliget das Gemüth, der Aberglaube erregt und unterhält nur Verwirrung, Zwiespalt und Zerrissenheit. Aehnliche Beschaffenheit hat es mit dem Unglauben. Dieser entspringt aus einem verstockten, selbstischen Herzen, das kein Vertrauen zu einem höchsten Guten und Heiligen kennt. Der Unglaube hat keine Stütze, keinen Rath, keinen Trost in allen Widerwärtigkeiten des Lebens, er ist allen feindlichen Einflüssen Preis gegeben, und unterliegt nicht selten ihrer Gewalt in Verzweiflung und Selbstmord.

Je mehr man das Thun und Treiben der Menschen betrachtet, desto mehr findet man, daß sie, vom Glauben entfremdet, und der Herrschaft der Sinne oder des Verstandes Preis gegeben, ein trübes, der Erde zugewendetes, beschränktes, und in den irdischen Schranken unglückliches Leben führen. Keiner ist befriediget, keiner glücklich, sondern rastlos werden sie von niedrigen Wünschen und Bestrebungen, von niedrigen Zwecken, umhergetrieben. Die Sorge, die Furcht, die Angst um den Verlust des Zeitlichen läßt sie nicht los, und so sind sie die geplagtesten Geschöpfe der Erde: denn wo der Friede wohnt, und die Heiterkeit, und die Vollendung des Daseyns, wissen sie nicht. Hier tritt nun die Philosophie auf und sagt: ich zeige euch mit der Fackel der Vernunft den Weg zur Wahrheit, zum gedeihlichen Leben. Wir fragen aber: sagt dieß die Philosophie aus eigener Macht, und hat sie ihre Fackel an sich selbst entzündet? Nur in Gott ist Wahrheit und Leben, wie in der Sonne nur das Licht des Tages ist. Woher die Erleuchtung der Erde, wenn sie nicht von der Sonne kommt? und woher die Erleuchtung der Vernunft, wenn sie nicht von Gott kommt? „Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von dem Vater des Lichts." Die Vernunft kann sich so wenig von der Gottes-Offenbarung, als das Auge von der

Sonne unabhängig machen. Die Vernunft kann sich eben so wenig als das Auge selbst leuchten. Es ist also eine Vergessenheit und Vermessenheit, nicht der Vernunft, sondern des Menschen, wenn er wähnt, ohne Gottes-Offenbarung Gott zu erkennen; und es ist das Werk seines Dünkels und seiner Selbstgnügsamkeit, wenn er unbefugt und widerrechtlich das heilige Schild der Vernunft vorhält um die Strahlen der Offenbarung zurückzuhalten. Was wir leiblich sehen sollen, es muß uns durch das Licht gegeben werden; und was wir geistig sehen sollen, durch Offenbarung. Die Vernunft ist das Licht nicht, sie ist nur das Auge. Allerdings, was das Auge gesehen hat, schwebt ihm als Gestalt vor. Und so mag denn jedes philosophische System, und auch die philosophische Moral überhaupt, etwas Geschlossenes und Festes, etwas Bestimmtes und Wahres als Eigenthum anerkennen, aber nur nicht dieses Eigenthum als etwas Ursprüngliches, Eigenthümliches, Selbsthervorgebrachtes und Erb-rechtliches vindiciren. Unser gesammtes Bewußtseyn ist nicht denkbar ohne ein gegenständliches Etwas, welches nichts weniger ist als der äussere Grund unserer Vorstellung des Universums; und so ist auch unsere Vernunft nicht denkbar ohne ein Gegenständliches, welches, da es in der Natnr nicht gegeben seyn kann, in der Offenbarung gegeben

seyn muß. Auch wird unsere Vernunft vollkommen durch den Inhalt der Offenbarung befriediget, wie unser Auge durch das Licht und die Farben befriediget wird; ja erst, nachdem die Vernunft eine Offenbarung, als ihren Gegenstand, erhalten, kann sie sich vollkommen entwickeln, auf sich selbst einen forschenden Blick werfen, und über ihre eigene Bestimmung Nachweisung empfangen. Wir erkennen die Vernunft als Sinn, und zwar als einen hohen, den höchsten Sinn: den Sinn für das Göttliche; allein kein Sinn kann sich rühmen seine Gegenstände ohne ihre Zuthat hervorzubringen; und so mag es sich denn auch die Vernunft gefallen lassen daß ihr eine Offenbarung, gleichsam als geistiger Nahrungsstoff, entgegen trete. Wenn wir dieß nicht zugestehen, nicht anerkennen wollen, so sind wir durchaus genöthiget Rechenschaft von dem Inhalt der Ideen anzugeben, deren sich unsere Vernunft rühmt, oder vielmehr die wir selbst auf Rechnung unserer Vernunft setzen. So wie aber nur von Inhalt die Rede ist, tritt uns auch das Gegenständliche vor Augen; und hier kann die Vernunft wohl Fragen aufwerfen aber nicht beantworten. Nur die Offenbarung kann es. Auch möchten wir wohl wissen was die Offenbarung, der Vernunft Unwürdiges oder gar Widersprechendes, enthielte. Im Gegentheil, sie bietet ihr so reichen Nahrungsstoff dar, daß auch

die thätigste Vernunft für ungemessene Zeit beschäftiget ist. Die Geheimnisse der Offenbarung gleichen den Blüthenknospen, in denen man zwar die künftige Blüthe nicht verkennen, aber auch noch nicht ausgebildet vorzeigen kann, obschon der feste Grund für die ganze Gestaltung vorhanden ist.

So wollen wir denn die Vernunft hören, und als entscheidende Richterin in Allem Uebersinnlichen anerkennen; aber zugleich anerkennen, daß die Vernunft ohne Offenbarung des Uebersinnlichen kein Geschäft hat, und daß wir nur durch die Offenbarung erfahren wie es eigentlich mit uns steht, wo es fehlt, wie geholfen werden kann, und was wir zu thun haben, um das höchste Ziel unserer Wünsche und mit ihm unsere höchste Bestimmung zu erreichen. Alles dieß sagt uns keine philosophische Moral. Und warum sie es uns nicht sagt, noch sagen kann, haben wir nun hoffentlich zur Gnüge entwickelt und erläutert.

VII.

Was ist Sünde?

Wir haben im Vorigen dem Glauben, als dem wahren und einzigen Schutz- und Trutz-Mittel des Lebens, das Wort geredet. Wir haben gezeigt daß es der Glaube ist, was der Mensch bedarf, wenn er sicher stehen und weiter kommen will. Wir haben aber auch gezeigt, daß der Glaube, der Zustand der An-Gott-Gebundenheit, den ganzen Menschen durchdringen muß, wenn er seine Wirkung thun, alle schädlichen Kräfte lähmen, und alle heilsamen aufregen, den Menschen in einen freyen und frohen Zustand versetzen, kurz, beseligen soll. Aber wir haben auch die Bedingung zu diesem Zustande aufgezeigt. Nur das reine Herz giebt den Glauben, und nur der Widerstand gegen die Sünde reiniget das Herz. So lange der Mensch in der Sünde lebt, hat er den Glauben nicht. Der Glaube und die

Sünde heben sich einander gegenseitig auf. Wir können also die Sünde als das reine Gegentheil des Glaubens betrachten; und wissen wir genau was Glaube ist, so werden wir auch genau erfahren können was die Sünde ist. Was ist also die Sünde?

Der Glaube ist ein seliger Zustand, die Sünde folglich ein unseliger; ja wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten daß die Sünde der einzige unselige Zustand ist. Wer in der Sünde lebt ist unselig, und wir können versichert seyn daß wir in der Sünde leben, so lange wir uns unselig fühlen. Jeder Augenblick der Unseligkeit ist ein Augenblick der Sünde. Der tiefste, innerste Charakter der Seligkeit ist die innere Einigkeit, der Friede; der eigentliche Charakter der Unseligkeit wird also der innere Zwiespalt, die Zerrissenheit im Innern, der Unfriede seyn. Wir haben hiezu das trefflich bezeichnende Wort: Unzufriedenheit. Wie? so lebte Jeder Unzufriedne in der Sünde? Nothwendig, wenn das Vorausgesetzte wahr ist. Und es ist wahr: denn der Glaube lebt in Gott, und der Unzufriedne lebt nicht in Gott, sondern in den Dingen. Wir sehen nun schon näher, was die Sünde ist: sie ist das nicht in Gott, sondern in den Dingen Leben. Und wer lebt nicht in den Dingen? hält uns nicht die

Welt mit eisernen Banden fest? Gestehen wir also, daß wir alle, die wir das thun, in der Sünde leben. Jeder Augenblick des Lebens also, wo wir an die Welt verlohren sind, wo wir uns der Welt hingeben, ist Sünde. Es sage auch einmal Jemand, ob er in dem Zustande selig ist wo er dieß thut? Da wir uns nun aber in der Regel nicht in Gott sondern in die Welt hinein leben, so können wir begreifen warum uns die Seligkeit fremd ist und unser Leben ein fortwährend unseliges ist, die Augenblicke ausgenommen, wo wir uns von der Welt ab und auf Gott richten. „Aber wer kann sich denn von der Welt abwenden? sie steht uns ja als der Gegenstand unserer Thätigkeit und der Entwickelung unserer Kräfte gegenüber, und wir selbst sind ihr gegenüber gestellt. Ohne die Welt sind wir nicht, und so müssen wir ja nothwendig in Gemeinschaft mit ihr treten." Allerdings ist dieß wahr, aber es kommt hier nur auf die Art an wie man mit der Welt in Gemeinschaft tritt. Wir können es entweder ohne Gott, oder mit Gott thun. Gewöhnlich thun wir das erstere und das ist die Sünde. Hier halten wir uns an die Welt, weil wir nichts anderes haben, wir suchen in ihr unser Daseyn, unsere Freude, unser Glück, sie ist der Gegenstand unserer Neigungen, wir hangen von ihr ab, wir dienen, wir opfern ihr, sie ist

folglich unsere Gottheit und wir sind Götzendiener, weil die Welt nicht Gott ist, nicht der Schöpfer, sondern nur das Geschöpf. Wir sind also, wenn wir so leben, von Gott ab= und der Welt zu=gefallen. Und hieraus ergiebt sich daß die Sünde der Abfall von Gott ist. Dieß ist ihr reiner, vollständiger Begriff. Wir leben also mehr in der Sünde als wir es glauben, und sündig sind alle unsere Empfindungen, Gedanken, Handlungen, die sich unmittelbar und ohne weiteres auf die Welt beziehen, indem dabey von Gott nicht die Rede ist. Und wo ist von Gott die Rede in den Mühen und Sorgen, in den Freuden und Unterhaltungen des Tags? Wo ist Gott der Anfang und das Ende aller unserer Thätigkeiten? Im Gegentheil, er ist uns dabey überall im Wege, und wir möchten nichts lieber, als daß er uns bey unserem Thun und Treiben gar nicht störte. Gewiß, könnten wir ohne Gott auskommen, wir wünschten nichts besseres: denn wir haben an ganz andere Dinge zu denken als an Gott. Wir müssen sehen wie wir uns Capitalien erwerben, oder dieselben sicher unterbringen, wir müssen sehen wie wir unser Besitzthum, unsern Wohlstand vergrößern, wie wir uns Ansehen und Einfluß verschaffen, wie wir zu Aemtern, Titeln und Würden gelangen, wie wir unsere Wohnungen bequem und behaglich einrichten, Küche und

Welt mit eisernen Banden fest? Gestehen wir also, daß wir alle, die wir das thun, in der Sünde leben. Jeder Augenblick des Lebens also, wo wir an die Welt verlohren sind, wo wir uns der Welt hingeben, ist Sünde. Es sage auch einmal Jemand, ob er in dem Zustande selig ist wo er dieß thut? Da wir uns nun aber in der Regel nicht in Gott sondern in die Welt hinein leben, so können wir begreifen warum uns die Seligkeit fremd ist und unser Leben ein fortwährend unseliges ist, die Augenblicke ausgenommen, wo wir uns von der Welt ab und auf Gott richten. „Aber wer kann sich denn von der Welt abwenden? sie steht uns ja als der Gegenstand unserer Thätigkeit und der Entwickelung unserer Kräfte gegenüber, und wir selbst sind ihr gegenüber gestellt. Ohne die Welt sind wir nicht, und so müssen wir ja nothwendig in Gemeinschaft mit ihr treten." Allerdings ist dieß wahr, aber es kommt hier nur auf die Art an wie man mit der Welt in Gemeinschaft tritt. Wir können es entweder ohne Gott, oder mit Gott thun. Gewöhnlich thun wir das erstere und das ist die Sünde. Hier halten wir uns an die Welt, weil wir nichts anderes haben, wir suchen in ihr unser Daseyn, unsere Freude, unser Glück, sie ist der Gegenstand unserer Neigungen, wir hangen von ihr ab, wir dienen, wir opfern ihr, sie ist

folglich unsere Gottheit und wir sind Götzendiener, weil die Welt nicht Gott ist, nicht der Schöpfer, sondern nur das Geschöpf. Wir sind also, wenn wir so leben, von Gott ab- und der Welt zu-gefallen. Und hieraus ergiebt sich daß die Sünde der Abfall von Gott ist. Dieß ist ihr reiner, vollständiger Begriff. Wir leben also mehr in der Sünde als wir es glauben, und sündig sind alle unsere Empfindungen, Gedanken, Handlungen, die sich unmittelbar und ohne weiteres auf die Welt beziehen, indem dabey von Gott nicht die Rede ist. Und wo ist von Gott die Rede in den Mühen und Sorgen, in den Freuden und Unterhaltungen des Tags? Wo ist Gott der Anfang und das Ende aller unserer Thätigkeiten? Im Gegentheil, er ist uns dabey überall im Wege, und wir möchten nichts lieber, als daß er uns bey unserem Thun und Treiben gar nicht störte. Gewiß, könnten wir ohne Gott auskommen, wir wünschten nichts besseres: denn wir haben an ganz andere Dinge zu denken als an Gott. Wir müssen sehen wie wir uns Capitalien erwerben, oder dieselben sicher unterbringen, wir müssen sehen wie wir unser Besitzthum, unsern Wohlstand vergrößern, wie wir uns Ansehen und Einfluß verschaffen, wie wir zu Aemtern, Titeln und Würden gelangen, wie wir unsere Wohnungen bequem und behaglich einrichten, Küche und

Keller füllen, von den öffentlichen Vergnügungen so viel als möglich mitgenießen, überhaupt für Zerstreuung und Unterhaltung sorgen, um in müssigen Stunden gegen die Langeweile gesichert zu seyn; kurz, wir müssen sehen wie wir das Leben so angenehm oder wenigstens so leidlich als möglich hinbringen. So lange wir arbeiten können, müssen wir arbeiten, um etwas vor uns zu bringen, aber auch so lange wir Geschmack am Vergnügen finden, und das Vergnügen woran wir Geschmack finden, genießen. Wer dieß Alles nicht thut, ist ein Thor: denn wozu haben wir denn das Leben? Dieß ist die Philosophie der Welt, die wahre Weltweisheit. Die Großen und Vornehmen gehen voran, die Kleinen folgen nach. Wie der Herr, so der Knecht. So sieht es im Gewühl der Welt und des Lebens aus. Wo ist hier Gott? Er ist bey und zu Allem diesem, nicht blos nicht nöthig, sondern sogar überflüssig. Zum Wohlleben, zum behaglichen, sorglosen Leben braucht man keinen Gott. Und gleichwohl ist das Leben ohne Gott ein unseliges Leben. Erreichen die ohne Gott Strebenden was sie suchen? Nie! Nicht Reichthum, nicht Amt und Ehre, nicht Genuß im Ueberfluß aller Art macht glücklich, macht zufrieden. Dieß ist längst anerkannt. Uebersättigung, Ueberdruß, Unzufriedenheit, Mißmuth, hastiges Treiben und ängstliches Sorgen

ohne Ruhe, ohne Frieden ist an der Tagesordnung; und je größer der Taumel, desto größer die Täuschung, desto peinlicher die Enttäuschung. „Aber, guter Gott, der Mensch braucht ja doch Dach und Fach, Nahrung und Kleider, ja er braucht auch Erholung, Erheiterung, Kräftigung. Soll er denn die Güter, die Freuden des Lebens mit Gewalt von sich stoßen? Soll er ein träumerisches, kopfhängerisches Leben führen, sich mit Selbstquälereyen plagen und sich das Leben zur Last machen? Zur Arbeit sind wir ja angewiesen, und zum Lohn für unser Mühen kommen uns die Freuden der Natur, der Kunst, der Freundschaft und Liebe, der Geselligkeit überhaupt entgegen. Was ist denn da Unrechtes? und die Sünde ist doch nur, wie ein heiliger Mund selbst ausspricht, das Unrecht." Das ist das Unrechte bey der Sache, daß Alles dieß, wir wiederholen es, ohne Gott geschieht. „Wie mag man denn Gott überall mit ins Spiel bringen; das ist ja gleißnerisch, pietistisch. Wir erkennen gern Gott als das höchste Wesen an; aber Welt und Leben sind doch etwas für sich, wollen besonders behandelt seyn; und auch hier heißt es: gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist. Auch wir mögen wohl, zu Hause oder in der Kirche, unsere Andacht verrichten, um uns zu unsern Berufsgeschäften zu stärken; aber wenn wir unsere Pflicht ge-

than haben, wollen wir auch unsere unschuldige Freude haben." So sprechen die Besten; den Andern ist Gott ein leerer Nahme. Aber, ihr Besten, was wollt ihr denn eigentlich? ihr wollt arbeiten um zu leben, und leben um euch gůtlich zu thun. Oder wollt ihr etwas Anderes? Hůtet euch, daß ihr nicht sagt: wir wollen uns veredeln, wir wollen besser werden als wir sind: denn sonst můßtet ihr Gott immerdar, bey jeder Handlung eures Lebens vor Augen und im Herzen haben, Alles in Beziehung auf ihn bringen, alle eure Gedanken, Empfindungen, Handlungen durch ihn heiligen: denn Gott ist das Gute; und was nicht aus Gott kommt, folglich das blos Menschliche, das ohne Gott Gedachte, Empfundene, Gewollte ist nicht gut. Wolltet ihr nun also besser werden, so můßtet ihr euer ganzes Wesen in Beziehung auf Gott bringen. Thut ihr das? Wollt ihr das? „Aber wie ist dieß auch möglich! Die Arbeiten, die Erholungen des Tages fůhren ja den Menschen nothwendig aus sich heraus und auf die Gegenstånde. Wie kann er auf einmal zweyerley thun? Entweder er muß blos beten und aufhören zu leben, oder wenn er leben will und soll, so muß es ihm auch vergönnt seyn, ja seine Pflicht selbst verlangt es von ihm, daß er einen großen Theil seiner Zeit an etwas Anderes denke als an Gott." Ihr zieht euch,

wie es scheint, sehr gut aus dem Handel. Aber was nennt ihr denn beten oder an Gott denken? Meint ihr denn, daß ihr, wie ihr nun einmal seyd, weltlichen Sinnes und Wandels, mit euren Gedanken Gott nahen möget? Meint ihr denn daß ihr so erfahret daß ein Gott sey, und denen die ihn suchen ein Vergelter seyn werde? Wie sehr irrt ihr euch! Euer Gedanke erhebt sich nicht zu Gott, so lange ihr die Welt noch im Herzen traget, so lange ihr euch nicht in eurer Niedrigkeit und Nichtigkeit, in eurer Entfernung und Entfremdung von ihm erkennt. Ihr habt ganz recht; man kann nicht zweyerley thun, der Welt dienen und auch Gott; Eines muß ausgeschlossen bleiben. Also, recht aufrichtig! gesteht geradezu daß die Welt euch Alles, und Gott euch höchstens um der Welt willen etwas ist, daß ihr in Gott nur einen Hebel für euer irdisches Beginnen und Treiben sucht, aber, wohl zu merken, nicht findet. Ihr täuscht euch gewaltig, wenn ihr euch für Lehnsherren Gottes haltet, die genug gethan haben wenn sie von Zeit zu Zeit ihre Abgabe entrichten und sich dafür den freyen Nießbrauch der ihnen verliehenen Güter vorbehalten. So ist das Verhältniß nicht beschaffen, in welchem wir zu Gott stehen. Aber das ist eben das Unglück, daß wir wähnen Freyherren zu seyn. Dem Scheine nach sind wir es allerdings. Wir haben, wenn

sonst die Elemente der Welt und die weltlichen Verhältnisse überhaupt nicht dagegen sind, und unsere Kräfte ausreichen, freyes Thun und Lassen; und haben wir Macht und List und Glück genug, so können wir wohl halbe Welttheile erobern. Aber auch behalten? Wir haben es gesehen wie ohnmächtig der kräftigste Mensch ist, der an Energie des Geistes und Willens über alle seine Zeitgenossen hervorragt. Wir haben es erlebt daß der Gebieter von Millionen der Sklave eines Gefangenwärters werden kann. Aber dieß ist es nicht, wovon wir zu sprechen haben. In seiner Freiheit gerade ist der Mensch ein Sünder, in seiner Freiheit nehmlich oder Losgebundenheit von Gott; wiewohl diese Freiheit nur eine scheinbare ist: denn der Mensch dient immer einem Herrn; dient er nicht Gott, so dient er der Welt oder sich selbst; welches dasselbe ist. Die wahre Freiheit ist eben nur in Gott; und nur der Dienst Gottes — der etwas ganz anderes ist als der gewöhnliche sogenannte Gottesdienst — macht uns frey. Dieß erfährt aber Niemand, der es nicht versucht sich vom Dienste der Welt loszumachen. „Aber wie kann man denn von der Welt loskommen?“ Diese Frage ist eben das sicherste Zeichen der Gebundenheit an sie und des Versunkenseyns in die Sünde: denn die Sünde ist das der Welt Angehören und das Abgefallenseyn

von Gott. Und eben weil wir uns kein anderes Leben als ein solches denken können, diese Art des Lebens für die nothwendige und rechte halten, geben wir zu erkennen daß wir nur mit dem Leben in der Sünde vertraut sind, obschon wir es nicht als solches anerkennen. Wir mögen uns aber sträuben und stellen wie wir wollen: die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, und sollte unser Herz durch sie gebrochen werden. Dem ist aber nicht so. Die Wahrheit beseliget uns, und nur der Trug macht uns unglücklich. Der Trug besteht aber darinne, daß wir das sündige Leben für das wahre halten, obschon wir uns jeden Augenblick vom Gegentheil überzeugen könnten: denn das wahre Leben ist seliges Wesen, das falsche aber unseliges; und das letztere allein kennen wir. Oder wollen wir unsere Lebenszustände selige nennen? diese bald kalten und gleichgültigen, bald widrigen und verdrüßlichen Zustände, die nur durch einzelne Momente der Spannung und Erwartung, oder der vorübereilenden Lust und Befriedigung unterbrochen werden? Und diese Momente der Lust und Befriedigung sind sie Ausdrücke der reinen, unserem Innern gnügenden Freude? hängen sie nicht von Gegenständen ab die dem Zufalle Preis gegeben sind und uns in dem Augenblicke entrissen werden können wo wir uns ihrer am meisten erfreuen? oder die

sich verändern, oder in Beziehung auf welche wir uns selbst verändern? Wenn befriediget uns ein Wunsch so, daß nicht an seine Stelle sogleich ein anderer träte? Und dieses fortwährende Jagen nach Befriedigung, welches nur von einem dürftigen Zustande zeigt, wollten wir ein seliges Leben nennen? Es ist nicht zu läugnen, Viele von uns kennen auch wirkliche selige Lebensmomente, in denen sie die volle Gnüge des Lebens empfinden: jede gute That, jede Pflichterfüllung, überhaupt jede reine Thätigkeit, jeder Fortschritt zu wahrer Ausbildung, deren Krone jederzeit die Gestaltung unseres moralischen Wesens ist, führt solche selige Stimmungen mit sich. Allein diese Erfahrung zeugt nicht gegen uns, sondern für uns. Gerade diese Zustände sind es, in welchen die also Empfindenden aus dem Gebiete der Sünde herausgerückt sind und in einem schönern Elemente, in dem der geistigen Freiheit leben: denn wo der Geist ist, da ist Freiheit; wo aber der Geist herrscht, da herrscht nicht die Welt, sondern Gott, das Princip des Guten. Wir kommen also immer wieder darauf zurück, daß nur das Leben in Gott, im Guten, ein seliges Leben ist, und daher das Leben ohne Gott, in der Sünde, nothwendig ein unseliges. Ist dem aber so, so müssen wir eingestehen, daß wir so lange in der Sünde leben, als wir unselig sind. Sünde

also, Abfall von Gott, und Unseligkeit sind Eines und dasselbe. Wie leben wir dann nun aber, wenn wir in der Sünde leben? Wir leben in uns selbst, aus uns selbst, für uns selbst. Ja, wirklich für uns selbst, auch wenn wir, dem Scheine nach, für Andere leben: denn diese Andern betrachten wir als unsere Angehörigen, als zu uns, zu unserm Glück und Bestehen gehörig, gleichsam als den erweiterten Kreis unseres Wesens und Daseyns. Und gleichwohl gilt dieses Leben für das edelste. Daß es aber — so hart dieß auch klingt — ein unseliges Leben ist, sieht man aus der ängstlichen Gebundenheit des einen Daseyns an das andere, aus der Sorge und Furcht, das, was uns lieb ist, zu verliehren, aus dem grenzenlosen Schmerz, wenn ein solcher Verlust droht oder gar erfolgt ist, aus der Verzweiflung, dem Hader mit der Vorsehung wenn uns das Liebste entrissen wird, kurz aus allen Zeichen eines verletzten selbstischen Wesens. Und diese Beziehungen auf unser selbstisches Wesen erblicken wir in allen Lebensverhältnissen, in allen Einrichtungen unseres Lebens, die wir selbst treffen, und nicht hier und da bey einigen Individuen, sondern bey Allen die nicht in Gott leben, d. h. bey Allen, denen der irdische Verkehr das Wesentliche ist. Sie sind natürlich, diese Beziehungen, aber alles Natürliche bewegt sich in dem

Kreise der Selbstheit, und ist noch nicht in die Sphäre, in das Element des rein Guten, rein Geistigen, Göttlichen, aufgenommen. Man kann sagen, und sagt es auch: „Wie ist ein rein geistiges, ein göttliches Leben von dem Menschen zu verlangen, der ja, an physische Bedingungen gebunden, das Gepräge sinnlicher, natürlicher Bedürftigkeit und Abhängigkeit nicht verläugnen, nicht aus seinem Wesen verwischen kann?" Allerdings wächst der Mensch gleichsam aus der Erde heraus, aber er soll für den Himmel reifen. Er bleibt freylich lange ein wildes Gewächs; aber nachdem er sinnlich herangewachsen und für höhere Cultur empfänglich, ihrer bedürftig geworden ist, so wird ihm der Keim derselben von der Hand des Gärtners eingeimpft, und die Kraft dieser Impfung verbreitet sich von einer kleinen Stelle des Stammes nach und nach in den ganzen Wipfel, in alle Aeste und Zweige. Die Idee eines Gottesreichs ist in die Menschheit niedergelegt. Ein Beyspiel ist uns gegeben, dem wir nachfolgen sollen; das Beyspiel des im Vater lebenden Menschensohnes. Dieser hat scharf und klar das Leben in der Sünde vom Leben im Geist und in der Wahrheit geschieden. Seine Apostel haben es nach ihm ausgesprochen für alle Welt, daß der Mensch nicht mehr sich selbst, sondern Gott leben soll, nach dem Muster und

Vorgang dessen, den er aus seinen Höhen zur Tiefe des sündigen Geschlechts gesandt hat. Wir fühlen, wir wissen es Alle, oder können es doch wissen, daß wir, trotz unserer sinnlichen, irdischen Natur, einen Beruf, ein Gesetz, und eine Kraft in uns tragen, vermöge deren wir uns über das blos natürliche Daseyn erheben, dasselbe dem geistigen, dem Leben in Gott, unterordnen und mit demselben übereinstimmend machen sollen. Wir sollen darum nicht aufhören uns zu ernähren, zu bekleiden, überhaupt jedes irdische Geschäft zu betreiben: aber wir sollen es nur nicht mit irdischem Sinne, zu selbstischen Zwecken thun, sondern Alles im Dienste, im Geiste Gottes. Darum heißt es in der Schrift: ihr esset, oder trinket, oder was ihr thut, so thut es Alles zu Gottes Ehren. Und dieß ist sehr wohl möglich; hier ist nicht zu viel verlangt; im Gegentheil ist dieß unserer wahren Einrichtung gemäß; weßhalb auch schon Cicero, obschon ein Heide, sagt: die Vernunft soll herrschen, die Neigung der Vernunft gehorchen. Aber warum soll denn die Vernunft herrschen? weil sie Gottes Wesen ist, und weil Gott das heilige, das gute, das vollkommene Wesen ist. Wir sollen dieses Wesen lieben, ihm anhangen, unzertrennlich von ihm seyn; und dieß können wir: denn die Liebe ist in unser Herz gelegt; auch die Liebe zu Leben und Glück;

und Gott ist das Glück und das Leben. Gott nun nicht lieben, der die Liebe selbst ist, an etwas anderem hangen als an Gott, der allein uns halten kann und will, das ist eben die Sünde, und zugleich auch die Thorheit des Menschen. Denn was ist thörichter als sich von seinem Glück abwenden und dem Verderben in die Arme rennen? Weswegen denn auch die Weisheit das ist was wir suchen sollen: denn Weisheit und Gottesliebe ist Eines und Dasselbe. Dünke sich Niemand weise zu seyn, der Gott nicht liebt; aber daran halte jeder fest, daß alle Weisheit, die etwas anderes thut als nach Gott fragen, Sünde ist. Sünde ist Alles was von Gott abführt; und je weiter von Gott ab, desto sündiger ist der Mensch. Danach prüfe sich ein Jeder, und sehe wieviel vom Inhalt seines Lebens auf die Rechnung der Gottesliebe kommt. Alle von Gott abgezogene und der Welt zugeworfene Augenblicke des Lebens gehören der Sünde an; vorausgesetzt daß wir schon zu Gott gerufen sind. Und wer wird nicht zu Gott gerufen? Kennten wir die Geschichte auch des rohesten Menschen, wir würden finden daß er nicht ohne Zuruf Gottes geblieben ist. Jeder nach seiner Weise. Es fehlt nicht an der Stimme, aber am Hören fehlt es. Ist nicht das Wort von der Sünde und von der Erlösung aus den Hütten in die Paläste gedrungen? aus einem

Winkel der Erde über so viele Länder? aus Einem Munde in Millionen Herzen? Obschon Viele, zu denen dieses Wort erschollen ist, die Erlösung für eine Fabel halten, weil ihnen die Sünde ein Mährchen ist. Gerade diese aber sind es, die der Erlösung am meisten bedürfen, weil ihr ganzes Wesen Sünde ist, und sie deshalb, was Sünde sey, nicht zu unterscheiden vermögen. Ueberhaupt ist der Begriff der Sünde nicht für sie da, weil der Begriff des Heiligen nicht für sie da ist. Doch ich weiß nicht ob ich diese für die Unglücklichsten halten soll, oder noch Andere, die zwar ein Heiliges anerkennen, aber von der Sünde nichts wissen wollen, indem sie den Menschen, folglich auch sich selbst, für gut halten und nur Schwächen und Irthümern unterworfen. Eben die Schwäche, ihr Lieben, die von Gott abfällt, und der Irthum, der die Welt für Gott hält, ist die echte Sünde. Eure Schwächen und Irthümer machen nicht daß ihr von der Sünde frey seyd, sondern blos daß ihr nicht einseht wie tief ihr in der Sünde steckt. Wollt ihr denn das Gute? Liebt ihr denn Gott? Nun wohl: so liebt ihr die Welt nicht. Liebt ihr denn die Welt nicht? Im Gegentheil, ihr liebt nichts als die Welt, euch selbst mit eingerechnet. „Soll denn der Mensch sich selbst nicht lieben?" Er thut es ungeheißen, es ist ihm auch nicht verboten, ja

man kann sagen, es ist ihm geboten: denn die Selbstliebe ist ihm ins Herz gepflanzt; und Der, welcher das Gebot der Liebe gab, hat verordnet daß wir unsern Nächsten lieben sollen als uns selbst. Er hat demnach die Selbstliebe unangetastet gelassen. Zugleich hat er aber auch gesagt daß wir Gott über Alles lieben sollen, folglich mehr als uns selbst. Geht nun die Gottesliebe über die Selbstliebe, so kann diese erst zum Worte kommen wenn jene schweigt. Jene aber soll nie ruhen. Daher ist die Selbstliebe als ein Naturgebot anzusehen, das, wie alle Naturgebote, bey dem Menschen, der in das Reich des Geistes aufgenommen ist, um des Geistes willen, für die Zwecke des Geistes, welcher das Höchste ist, beobachtet werden soll. Unser Leben ist ein uns verliehenes Capital, mit dem wir wuchern sollen; wir haben es also werth, ja hoch zu halten und darüber auf alle Weise zu wachen, aber als Haushalter eines anvertrauten Gutes, welches wir, wenn es geboten wird, auch wieder abzugeben bereit sind. Die Selbstliebe aber, welche nur um ihrer selbst willen lebt, achtet kein Gebot, weder der Nächsten- noch der Gottes-Liebe, und ist Sünde. Die Selbstliebe giebt sich also freywillig auf, wo die Gottesliebe herrscht, sie verträgt sich nicht mit der Gottesliebe, ausser wiefern sie eine Bedingung zur Erhaltung des Lebens für höhere Zwecke

ist. „Welchen höheren Zweck kann es aber für das Leben geben als das Leben selbst?" Keinen! Aber das wahre Leben ist in Gott, in der Liebe Gottes. Meinst du dein Leben werde untergehen, wenn es im Schoose Gottes ist? Nur dann verzehrt es sich und geht unter, wenn es ohne Gott gelebt wird. Wer Gott fest hält, lebt ewig. Ewig wahr bleibt das Wort: wer sein Leben lieb hat, wird es verliehren. Hier ist offenbar von dem sinnlich-bedingten Leben die Rede, von welchem sich der Mensch so ungern losreißen mag um in das Leben des Geistes einzugehen. Nur der Geist ist ewig, das Fleisch, das Sinnenleben ist dahin schwindend. Wir sollen nicht das Leben des Leibes, überhaupt das Sinnen- und Welt-Leben, ertödten, aber wir sollen nicht an ihm hangen, als an dem wahren und einzigen Leben. Dieß ist der Sinn jener Inhalt-schweren Worte. Wir stehen an der Grenze des Vergänglichen und Ewigen; wir können uns in beydes hineinleben. Wer das erste thut, muß der nicht das Leben verliehren? er spricht den Verlust seines Lebens durch sein Geschäft selbst aus: er erntet vom Fleische, was er auf das Fleisch säet. Man könnte recht gut sagen: die so thun, lieben sich eigentlich gar nicht selbst, wenigstens nicht auf die rechte Weise. Wer es recht gut mit sich selbst meint, sollte sich nicht selbst um das gute Theil, um

das ewige Erbtheil bringen, und das Schlechte, das Nichtige wählen. „Nun so bleibt ja der Mensch, auch wenn er das Ewige wählt, eigennützig; und es ist ein geringerer Eigennutz, folglich eine größere Tugend, wenn man sich mit der kurzen Spanne Zeit und ihren vergänglichen Freuden begnügt.“ Glaubt ihr nicht daß hier und da ein Anwald der Sünde also reden könne? Wir antworten ihm aber: Freund, der Eigennutz wählt das Ewige nicht, kann es nicht wählen, und auch nicht erhalten: Alles dieß aus dem Grunde, weil das Ewige die Aufopferung des Eigennutzes, der Selbstigkeit, ja der Selbstliebe verlangt, wiefern sich diese der Gottesliebe nicht unterordnet. Wer das Ewige liebt, vergißt sich selbst, und liebt nichts als Gott, gewinnt aber dadurch, er selbst, der auf Alles nur nicht auf Gott Verzicht leistende, das Höchste, Gott selbst, das ewige Leben. „Aber wo bleibt denn hier das Gutmeinen des Menschen mit sich selbst? So ist dieß also eine leere, ja eine falsche Redensart; und der Mensch soll es demnach gar nicht mit sich gut meinen.“ Wäre dieß wahr, so müßte man daraus folgern daß der Mensch nichts besseres thun könnte als sich hassen und sich selbst ins Verderben stürzen; wie denn auch wirklich Viele thun, nachdem sie alles Liebenswürdige von sich abgestreift haben. Dem ist aber nicht so. Der Mensch soll es

mit sich gut meinen, er soll sein Bestes suchen; er findet aber das Beste nur indem er sein Selbst verläugnet: denn dieses ist eben das Schlechte an ihm. Nehmlich der Mensch ist nicht bloßes Selbst. Was wir mit diesem Worte bezeichnen ist sein Gott nicht angehöriger Theil, ist der Theil seines Wesens der in sich hineinstrebt, etwas für sich seyn will ohne Gott, ist der abgefallene, sündige Theil. Wir haben aber und sind etwas Besseres, wiefern wir ein Sehnen und Streben haben, uns dem Höchsten, von welchem wir abfielen, wieder zu einigen, ihm wieder anzugehören. Dieses Sehnen und Streben ist das Element der Reue, der Buße, der Besserung. Wir sind also, wiefern wir dieses besitzen, besser als unser Selbst, wir sind demnach auch noch etwas anderes als unser Selbst, unser eigennütziges Wesen. Mit diesem besseren Wesen nun sollen wir es gut meinen, weil es nicht uns, sondern Gott gehört, weil es Gottes Eigenthum ist, das wir retten sollen. Es ist unsere Pflicht Gottes Eigenthum zu retten; und wenn wir es thun, so meinen wir es gut mit uns in jedem Sinne. Wir meinen es gut mit uns, weil wir das Gute in uns fest halten, und wir meinen es gut mit uns, weil wir so am besten fahren, nicht aus eigennütziger Absicht, sondern nach dem Erfolg. Da wir nun aber in der Regel unserm selbstischen

Streben angehören, und nicht dem Streben welches auf Gott gerichtet ist, und welches, wenn es reif und vollständig erscheint, die Gottesliebe ist: so sagt der Heiland mit vollem Recht: wer sein Leben (das Element in dem man gewöhnlich lebt: das selbstische Leben) lieb hat, der wird es verliehren (der wird, wenn er weiter nichts ist als ein Selbstling, die Ansprüche auf das volle, ungetrübte, unwandelbare, wahrhaft selige Daseyn einbüssen); wer es aber verliehrt um meinet willen (um dem göttlichen Antheil sein Recht widerfahren zu lassen), der wird es erhalten zum ewigen Leben, der wird leben ob er gleich stürbe; (er wird nicht erst nach dem Tode anfangen wahrhaft zu leben, aber der Tod wird sein im Reiche des guten Geistes begonnenes Leben nicht aufheben). Hier ist Alles scharf und deutlich ausgesprochen; es ist kein Mißverständniß möglich, wenn man nicht ganz blind ist; und dieß ist man nur wenn man in der Selbstsucht versunken ist. Daher denn die wirklichen Mißverständnisse; daher die Kasteyungen und Selbstpeinigungen vieler Tausende sogenannter Christen älterer und neuerer Zeit. Sie wollten haben, sie begehrten, ihr Selbst sollte befriediget werden, sie opferten Alles auf, selbst das Leben, um nur Größeres zu erhalten als sie wegwarfen oder unter den entsetzlichsten Selbstquälereyen hingaben. Dieß war

kein Gottesdienst, es war Götzendienst; und dieser Götze war das Selbst. Heutzutage sind solche Aufopferungen freylich seltener; man weiß das Selbst wohlfeilern Kaufs zu befriedigen. Wer Gott liebt wird kein Henker an seinem eigenen Leibe, aber eben so wenig macht er den Leib d. h. das irdische Leben überhaupt zu seinem Götzen. Allerdings ist das Selbst mächtig im Menschen, und wir werden Alle mannichfaltig versucht; aber die Liebe überwindet Alles. Wo ist nun die Liebe? Ist sie in den Geschäften des Lebens? Sie könnte, sie sollte es seyn: man sollte arbeiten um Gottes willen, aber man arbeitet blos um sein selbst willen. Ist sie in den Freuden des Tages? Man freut sich der Welt, aber man freut sich nicht Gottes. Ist sie in den Sorgen und Mühen, den Aengsten und Unruhen des Lebens? Die Furcht treibt die Liebe aus. Die Liebe mag wohl hier oder da seyn, aber in dem Weltleben ist sie nicht, und das Leben, das weit und breit, wie ein Meer, über die Erde wogt, ist ein Weltleben, ein dem Aeusseren, dem Irdischen, dem Vorüberfliehenden hingegebenes Leben. Wo aber die Liebe nicht ist, da ist auch der Glaube nicht, welcher ihre Geburtsstätte ist; und wo der Glaube nicht ist, da ist die Sünde. Fragen wir nun noch was die Sünde sey? Sie ist unser eigenstes Leben, wie es gewöhnlich ist, hingegeben

dem Eitlen, dem Thörigten, abgefallen von Gott, und, selbst dem Scheine nach Gott geweiht, doch nur das Eigene, Selbstische begehrend und suchend. Die Sünde, sagt ein altes, heiliges Wort, ist der Leute Verderben. Aber nicht blos wo wir viele Tausende an den Folgen ihrer Thorheiten untergehen sehen, sondern auch wo wir andere Tausende in Behagen und Wohlstand erblicken, ist die Sünde und das Verderben: denn sie ist überall, wo Gott nicht ist, in den Palästen, wie in den Kramläden, in den Werkstätten der Künstler und Handwerker, wie am Schreibtische des Gelehrten, auf den Schiffen des Oceans wie in der Hütte des Landmanns. Ueberall, wo die Gottesliebe, der Gottesglaube nicht ist, da ist die Sünde. Wir sagen nicht: wo äusseres Unglück ist oder äusseres Glück, da ist die Sünde; sondern blos wo die Gottlosigkeit ist im Herzen, da ist auch die Sünde im Leben.

VIII.

Auch etwas über Mystik und Mysticismus.

Das Geschrey über Mysticismus ist wieder einmal sehr stark; und mit Recht, wiefern Frömmeley und widernatürliche Spannung der Phantasie in Bezug auf religiöse Gegenstände, diesen Nahmen verdienen. Verdienen? Also ist dieser Nahme eine Art von Strafe? Leider! und zugleich ein Beweis wie sehr das Beste und Höchste gemißbraucht und verkannt werden kann. Das Beste und Höchste für den Menschen, das zuerst und zuletzt für ihn Wünschenswerthe ist die Religion, das Gebundenseyn, das Hangen an Gott. Dieses Verhältniß, wiefern es ein nicht sinnliches, sondern ein die innersten Tiefen des Menschen in Anspruch nehmendes ist, ist freylich nicht klar, nicht begreiflich für den, der blos an der Sinnenwelt haftet, und mit endlichem Verstande über

das, was über die Endlichkeit hinausliegt, entscheiden will. Für diesen beginnt die Mystik da, wo der Verstand aufhört; und darum wird Alles, was über dieser Grenze liegt, von ihm verworfen. Er hat den Vortheil, den großen Vortheil, ein solcher Beurtheiler, daß er nicht in die Täuschungen falscher Gefühle und Phantasiebilder, daß er nicht in die Thorheiten, in den Wahnsinn des religiösen Scheins verfallen kann. Aber der Schein ist nicht die Wahrheit, und wer den Schein mit Recht verdammt, muß nicht zugleich die Wahrheit verwerfen wollen, weil sie durch Schein gemißbraucht und verkannt werden kann. Es giebt allerdings kranke Menschen, wahrhaft kranke Menschen, die sich durch falsche Gefühle und Phantasien in religiöser Beziehung nähren, oder vielmehr verzehren. Beyspiele dieser Art hat noch neuerlich Kanne in seinem: Leben und aus dem Leben merkwürdiger bekehrter Christen, wiewohl in ganz anderer Absicht, aufgestellt. Gegen solche Fälle mag immer der kalte, klare Verstand zu Felde ziehen. Aber der wahre Geist der Christuslehre ist über solche Angriffe erhaben. Ihn treffen sie nicht; eben so wenig als ihn Phantasten, und Mystiker im verwerflichen Sinne, fassen. Gleichwohl hat dieser Geist der Wahrheit und des Lichts etwas Mystisches, oder vielmehr er ist reine Mystik, etwas voll-

kommen Dunkles und Verborgenes für die Klarheit und Offenheit der Ansichten und Gesinnungen der Welt und ihres Thuns und Treibens. „Vater, die Welt kennet dich nicht," sagt mit höchster Wahrheit der ewige Sohn des ewigen Vaters. Und diese Mystik ist es, die wir jetzt gegen die Angriffe der sie Verkennenden vertheidigen, oder vielmehr als reinste Klarheit im Gegensatze gegen die Dunkelheit und Verblendung weltlicher Augen darstellen wollen.

Zuerst einen Blick auf die Dunkelheit und Verblendung der Welt. Was man in der Welt klar nennt: die Erkenntnisse unserer Sinne und unseres Verstandes, ist der größte Beweis für unsere Unwissenheit und Blindheit. Wir sehen, wir hören, wir schmecken, wir fühlen u. s. w., aber was wir sehen, hören, schmecken, fühlen: die Gegenstände unserer Sinne, kennen wir nicht. Wir bilden uns ein, in den Farben, Tönen, in dem Gefühl der Härte und Weiche, im Geschmack des Süssen und Sauren u. s. w. die Eigenschaften der Gegenstände, ihre Beschaffenheit, ihr Wesen zu erkennen, und bedenken nicht, daß erst durch die Einrichtung unserer Nerven, durch die Bauart unserer Sinnesorgane, Farben, Töne, überhaupt Empfindungen von allerley Art zu Stande kommen. Was diese Em-

pfindungen erregt, was über die Grenze unserer Empfindungen hinausliegt, das sogenannte An Sich, das eigentlich Gegenständliche der Dinge, kennen wir nicht. Was wir immer Gegenstand nennen, entsteht uns durch die Gesammtthätigkeit unserer Sinne. Wie aber diese Sinne thätig sind, wie sie mannichfaltig und das Mannichfaltige empfinden, wie es kommt, daß zuletzt ein Nervenbrey die Grundlage unserer Sinne und Empfindungen, die Vorstellungen einer Welt und unseres eigenen Wesens hervorbringt, wissen wir wieder nicht. Wir können das Nervenwesen künstlich theilen und zersetzen, und kommen nicht weiter. Wir müssen uns zuletzt eingestehen, daß wir mit dem Wesen der Welt und unseres eigenen Daseyns gänzlich unbekannt sind, daß wir hier in völliger Dunkelheit leben, und daß wir nur eben auf eine uns unbegreifliche, geheimnißvolle Weise, die uns selbst wie ein Zauber erscheinen muß wenn wir sie nicht Wunder nennen wollen, also eingerichtet sind, daß wir gerade eine solche Welt und ein solches Daseyn empfinden. Uns umgiebt, wie schon anderswo gesagt ist, ein grosses Geheimniß, wir sind darinne eingehüllt, wir leben darinne; kurz, alles um uns und an uns ist etwas Mystisches, und die ganze scheinbare Klarheit unserer sinnlichen Erkenntniß ist genau genommen die größte Dunkelheit, und wir sind

überall von Mystik umgeben. Nicht anders ist es mit unserem Verstande beschaffen. Die Gesetze nach denen wir denken, sie sind da, das wissen wir, wie wir von uns selbst, von unsern Sinnen wissen. Aber warum wir gerade so, und nicht anders denken, das wissen wir nicht; wir denken eben gerade so weil wir müssen; und die ganze Gewißheit unseres Denkens ist auf ein Müssen gegründet. Und dieses Denken, führt es uns zum Begreifen der Welt und unseres eigenen Daseyns? Keinesweges: im Gegentheil, je mehr wir diese Räthsel durch Denken entziffern wollen, desto mehr gerathen wir in Labyrinthe, aus denen wir uns nicht herauszufinden vermögen, desto dichter wird das Dunkel das uns umgiebt. Wir stoßen überall an das Unbegreifliche. Wir sind angewiesen überall zu den Wirkungen Ursachen aufzusuchen, und kommen gleichwohl nie aus dem Zirkel der Wirkungen heraus. Wagen wir es, eine höchste letzte Ursache zu allen Wirkungen anzunehmen — erkennbar ist sie dem Verstande nicht: — so stehen wir an einem Abgrunde von Dunkelheit, von dem wir sogar durch einen Widerspruch zurückgeschreckt werden: denn wir sind genöthigt nach einer Ursache dieser Ursache zu fragen. Kurz, unser Denken führt uns nicht zum Ziel, zur Klarheit; wir bleiben im Dunkeln. So umgiebt uns denn dicke Finsterniß, verborgenes, ganz

eigentlich mystisches Wesen auf allen Seiten, wo wir Klarheit der Erkenntniß zu haben oder zu erhalten meinen und hoffen, und wir sind, ohne es zu wollen, ja oft ohne es zu wissen — denn nicht Viele gelangen zu dieser Erkenntniß ihrer Unwissenheit — gebohrne Mystiker. Ueber unserer Zukunft, wie über unserer Vergangenheit liegt ein dichter Schleyer. Wer sagt uns was wir waren ehe wir waren? waren wir nicht, wie sind wir denn geworden? Wer sagt uns, was wir seyn werden wenn wir nicht mehr sind? Wir sind nur, so lange wir leben, und dieses Leben hat ein Ende. Kann es, wird es wieder einen Anfang haben? und wo? und welchen? Ueber unserer Gegenwart selbst liegt ein dichter Schleyer: sie verwandelt sich jeden Augenblick in Vergangenheit und in Zukunft. Wer kann den Augenblick aufhalten? und wer verbürgt uns den nächsten? Wir schweben auf dem Nachen des Raumes in den Wellen der Zeit, und kennen weder das Geheimniß des Nachens der uns trägt, noch der Wellen von denen wir getragen werden. Wir kennen uns selbst nicht. Was sind wir? Körper? Was ist ein Körper? eine Gestalt, eine Beschränkung im Raume? Was ist Gestalt und Beschränkung? Was wird gestaltet und beschränkt? und wie? Und was ist der Raum? Eine Form unserer Anschauung, sagen die Weisen.

Und unsere Anschauung was ist sie? Ein Act gesetzlicher Thätigkeit. Was ist Gesetz? und was Thätigkeit? und was das Thätige? Ein Geist? ein Unsichtbares? Was ist es? Sind wir Geister, warum müssen wir uns Körperlich denken? und wie geht dieß zu? Wo wir hinfragen, wir gerathen überall ins Dunkle, und Mystik, nichts als Mystik ist die Antwort, die wir uns auf alle unsere Fragen zu geben haben, wenn wir verständig sind. Wo bleibt nun die Klarheit der Welt und des Lebens, und alles unseres sinnlichen und verständigen Erkennens? Wir leben also, mit offenen Sinnen und geschäftigem Verstande in größter Unwissenheit und Dunkelheit fort, glücklich genug, wenn wir nicht, thörigt und verblendet, im Wissen und in der Klarheit zu leben wähnen.

Wenden wir uns nun von der Klarheit der Welt, d. h. des täglichen, instinktmäßigen Lebens, welches die eigentliche Mystik ist, zur sogenannten Mystik der Religion, und sehen wir ob uns nicht gerade hier die Klarheit entgegen kommt, die dem in dichte Finsterniß verzauberten Alltags-Mystiker abgeht, obschon er sich für den Sehenden hält, und darum Andersstehende für Blinde. Ein heiliger Mund sagt: das Licht ist erschienen in der Finsterniß, und die Finsternisse

haben es nicht begriffen. Welches Licht? das ewige Licht, das alle Menschen erleuchtet — die da sehen wollen. Was gehört wohl zu diesem Sehen-wollen? Ein aufrichtiger, anmaßungsloser, für die Wahrheit empfänglicher Sinn, ein kindliches Herz, ein auf das Gute gerichteter Wille. „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen; dein Sinn ist zu, dein Herz ist tod." Erschließen wir also unsern Sinn, beleben wir unser Herz, und wir werden schmecken und sehen wie freundlich der Herr ist. „Der Herr! Wer ist der Herr?" Der Vater des ewigen Sohnes und unser Vater. „Mystik! Mystik! die gröbste entsetzlichste Mystik!" So schreyen die Welt-klugen, die Welt-klaren, sobald sie nur ein solches Wort vernehmen. Aber das Licht schien dennoch in die Finsterniß und die Finsterlinge haben es nicht begriffen: denn die es nicht begreifen wollen, das sind die wahren Finsterlinge, die eigentlichen Mystiker, die echten Obscuranten. „Beweise dieß!" Es soll geschehen.

Der Mensch, wie er dasteht auf der Erde, in aller Lebens- und Geistes-fülle — wir denken uns ihn im vollen Besitz, im vollen Gefühl seiner Kraft — ist dennoch ein höchst elendes und hülfsbedürftiges Wesen. Er ist beydes: denn sein Loos ist die schmählichste Ab-

hängigkeit. Er kann fast keinen Tag leben ohne Nahrung, keinen Augenblick ohne Athmen, gar nicht, ohne die Gunst der Elemente: denn das Uebermaß der Hitze oder der Kälte tödtet ihn. Er gleicht so ganz den Thieren auf dem Felde, der Fliege, die er von seiner Wange scheucht. Sein Bau ist eben so zerstörbar als der der Fliege; wie der Bau der Fliege nicht weniger künstlich als der seinige ist. Aber ein Augenblick kann beyde vernichten. Könnte die Fliege auf diesen ihren künstlichen Bau stolz seyn, und wollte sie es, so würde sie so thörigt seyn wie der Mensch, der sich auf Dinge etwas zu Gute thut die er sich nicht selbst geben, nicht selbst erhalten kann. Auch nicht seinen Geist; er hängt vom Leben ab, und das Leben von Zufälligkeiten. So steht der Mensch da, glücklich, so lange es ihm vergönnt ist, aber meist elend durch seine Schuld. Wie viele Krüpel, wie viele Verwahrlosete, wie viele Kranke, wie viele Schwache an Körper und Geist, wie viele Arme, Gedrückte, Leidende, Trübsinnige, Mißvergnügte, Unzufriedene, Bangende, Verzagende, Hoffnungslose, Verzweifelnde giebt es zu jeder Zeit auf diesem Erdenrunde! Und nicht blos Einzelne, nein, ganze Völker, in Rohheit, Verwilderung, Ausartung, Unterjochung, Aermlichkeit, Elendigkeit, heimgesucht von Plagen aller Art. Die Despotie, wie die Anarchie,

wie verderben, wie verheeren sie die Völker. Die sittliche Verderbniß, wie hat sie von jeher in den gebildeten Staaten gewüthet im Wetteifer mit der physischen Zerstörung. Kaum ist ein Staat aus der Schwäche und Rohheit zu Kraft und Bildung emporgestiegen, als auch der Wurm des Verderbens ihm ins Herz dringt und an seinem Bestehen nagt. Welche Staaten, welche Länder alter und neuer Zeiten nennen wir, die, den Gang der Cultur gehend, nicht dieses Schicksal erfahren hätten? Kurz, es ergiebt sich aus der Betrachtung der Erdfläche, die wir Welt nennen, im Ganzen und Einzelnen, im Großen und Kleinen, daß der Mensch, daß das Menschengeschlecht, bey allen herrlichen Anlagen, bey allen ihm verliehenen Kräften, elend und hülfsbedürftig ist. Wer soll sich sein erbarmen? Der Einzelne? Er vermag es nicht, so gut er sey, bey dem besten Willen: seine Kraft reicht nicht aus. Das Ganze? es besteht aus Einzelnen. Nur eine Kraft der Höhe, wenn es eine solche giebt, nur die Kraft, die Alles schafft, Alles belebt und begeistet, Alles erhält, vermag es, Anstalten zu treffen, durch welche das noch nicht Verlohrne bewahrt, das schon fast Verlohrne gerettet wird, oder werden kann, sobald es sich den Bedingungen der Rettung fügt. Und sind uns solche Anstalten, solche Bedingungen bekannt? Sie sind es; und

von ihnen läßt sich auf das Bedingende, auf das Waltende, Ordnende, Fördernde, Vollendende schließen. Nachdem das Kindergeschlecht der Menschen, durch mannichfaltige Vorschulen geübt, herangewachsen, aber auch auf allen Punkten und in allen Richtungen ausgeartet war, ja in tiefer Verderbniß daniederlag, jene Striche der Erde ausgenommen wo noch roher Nachwuchs, in frischer Kraft zwar, aber auch in dunkler Bewußtlosigkeit seiner Bestimmung, die abgelebte Masse durch frisches Blut zu verjüngen, sich selbst aber zu vergeisten, entgegen harrte: da erscholl die Botschaft des Himmelreichs, und Krüpel und Lahme wurden zum ewigen Gastmahl eingeladen. Der Erstling der Auferstehung ward Bürge für ein ewiges Leben, das vom Geiste kommt und nicht vom Staube. Ausgegossen wurde dieser Geist durch Einen auf Wenige, und durch Wenige auf Tausende, und durch aber Tausende verbreitet über die Völker und Zeiten. Wie der Odem der Frühlings die Kälte vertreibt und die Starrheit und den Tod, und überall wo er eingeathmet wird, Leben entzündet: so dieser Geist eines ewigen Frühlings, in allen Gemüthern, die sich ihm öffnen. Und wie Niemand den Frühling läugnen kann, wenn Bäche und Ströme entfesselt werden, und die Knospen schwellen und Blätter und Blüthen hervorbrechen: so kann Nie-

mand diesen Geist in seiner Kraft und Wirkung verkennen, der den Frieden und die Freude, und das neue Leben geschmeckt hat, das seinem Hauche entquillt. Viele Tausende sind im Laufe der Zeiten von ihm neu belebt, umgewandelt, beseliget worden, und Tausende können dasselbe noch täglich erfahren, sobald sie ihn in sich aufnehmen, sich von ihm durchdringen und neugestalten lassen. Wie der Physiker durch seine Experimente zur Anerkennung bestimmter Naturgesetze, der Mathematiker durch seine Beweise zur Anerkennung bestimmter Wahrheiten nöthiget: so nöthiget der Sinn und Wandel, den dieser Geist verlangt, sobald sich ihm das Menschenleben fügt, zur Anerkennung daß er der Geist des Friedens und der Freude, der Wahrheit und des Lebens ist. Er giebt dem Schwachen Kraft, dem Schüchternen Muth, dem Zweifelnden Vertrauen, dem Zagenden Hoffnung und Zuversicht. Er richtet den Gedrückten auf, tröstet den Betrübten, erheitert den Traurigen, befestiget, erweitert, verjüngt das schwankende, beengte, schwindende Leben. Eine unübersehliche Bahn der Entwickelung und Vollendung liegt vor dem Auge, das in diesem Geiste schaut, die Stimme ewiger, die Räthsel der Welt lösender, Weisheit ertönt dem Ohre, das in diesem Geiste vernimmt, und die süße Gewißheit unvergänglichen, seligen Lebens

erfüllt das Herz, das in diesem Geiste liebt und lebt. Aber Niemand kennt diesen Geist, der ihn nicht aufnimmt, und Niemand nimmt ihn auf, der sein nicht begehrt, und Niemand begehrt sein, der nicht reines Herzens ist; reines Herzens ist aber nicht, den die Thorheiten und Leidenschaften der Welt fesseln. Legt ab was weltlich ist, rufen die heiligen Stimmen, und ihr werdet erfahren was göttlich ist. Legt ab den Stolz und den Dünkel, und die Habsucht, und den Haß, und den Neid, und alles unreine Wesen. Reiniget euch von der Sünde, und das Himmelreich ist euer. So erscholl die Botschaft von oben vor fast zweytausend Jahren, ja von Anbeginn, und so erschallt sie noch heute. Seyd aufrichtig gegen euch selbst, legt die Falschheit ab, lernt euer nichtiges und thörigtes Treiben erkennen, forscht nicht, strebt nicht, wandelt nicht: auf unrechtem Wege. Forscht, aber nach der Wahrheit, strebt, aber nach dem Rechten, wandelt, aber im Licht und in der Liebe, nicht im Dunkel und in der Zwietracht. Thut ihr dieß, so wird euch das Geheimniß des ewigen Lebens aufgeschlossen, oder vielmehr, so giebt es kein Geheimniß mehr für euch; sondern, wie ihr im Lichte wandelt, so umglänzt euch auch die Welt und euer eigenes Wesen und das Wesen des Höchsten in Klarheit; alle Mißverständnisse, alle Zweifel, alle Dun-

kelheiten sind gelöset; ihr begreift euch selbst, und das Welt-Wesen, und das ewige Wesen. So wie ihr in der Liebe wandelt, schwindet vor euren Blicken das Verderben und die Zerstörung: nur eine zur Seligkeit fortschreitende Schöpfung gewahrt ihr, und ihr erkennt allen Jammer und alle Klage und alles Hadern und Murren gegen Vorsehung oder Schicksal oder Zufall als nichtig. Damit euch diese Klarheit zu Theil werde bedarf es blos der Sinnes-Aenderung. Wollt ihr sie nicht versuchen? Versucht ihr sie nicht: so beklagt euch nicht über Dunkelheit, oder nennt nicht Dunkelheit und Mystik, was Andere Klarheit nennen: denn ihr habt diesen Zustand, diese neue Wesens-Beschaffenheit nicht erfahren. Von diesem Punkte, von der Sinnes-Aenderung, geht die Klarheit aus, von der wir reden. In dieser Klarheit erkennen wir, daß es einen Gott giebt, der sich Aller erbarmt, die sich ihm reines Herzens nahen, einen Gott der Liebe, der nicht will daß jemand verlohren werde, einen Gott der sich bezeugt hat durch unser Gewissen, durch die Stimmen der Propheten, durch die Menschwerdung seines Sohnes und seine Tilgung der Schuldenlast einer sündigen Erde. Nur wer keine Sünde erkennt, erkennt keine Erlösung; wer aber Sünde und Erlösung erkennt, nimmt nicht mehr Theil an der ersteren, wohl aber Theil an der letzteren. Er fühlt sich

erlöst, fühlt sich frey, und in dieser Freiheit geschickt zum ewigen Leben, es beginnend und täglich erweiternd. Dieß ist kein Traum, keine Verblendung und Täuschung, keine Mystik, sondern eitel Wahrheit und Klarheit und Lebensgewißheit für den, welcher in dieses Element des Lebens eingetreten ist. Um zu sehen bedarf man des Lichts, und um des Lichts theilhaftig zu werden, muß man das Auge öffnen. Der Schlafende aber und der aus Verstocktheit und Trägheit das Auge Schließende erblickt das Licht nicht, noch die Wunder seiner Herrlichkeit. Darum wacht auf aus dem gemeinen Weltschlafe, überwindet die Trägheit, löset auf die Verstocktheit eurer Herzen, und es wird Alles anders um und in euch seyn. Ihr werdet der Offenbarung glauben, ihr werdet durch den Glauben zum Licht, durch das Licht zur Liebe, durch die Liebe zum Leben, zu Gott selbst, geführt werden, der das Leben ist und die Seligkeit: denn Leben ist Seligkeit, und wo Leiden ist irgend einer Art, da ist Mangel des Lebens. Alle Kraft, alles Licht, alle Liebe ist ein Eigenthum, ist das Wesen des Lebens; und wo Ohnmacht ist, und Dunkel und Zwiespalt, da ist des Lebens Mangel und der Tod. Sehet die Kinder an in ihrer frischen Lebendigkeit: sie hüpfen und jauchzen, das Leben ist neu und voll in ihnen, und an ihnen kann man erkennen wie freundlich,

wie süß der Lebensathem ist. Wo Leben ist, ist Blüthe und Duft, zeugende und erhaltende Kraft, Wohlseyn und Gedeihen, Gnüge und Ueberfluß. Wo Leben ist, ist Liebe, und in der Liebe Seligkeit. Könnt ihr das Leben so sehr verkennen? Ihr Abgestorbenen! Daran erkenne Jeder daß er das Leben verlohren hat, jenes Leben nehmlich, welches die Fülle der Kraft und Gesundheit und der Fröhlichkeit und der rüstigen, klaren That ist: wenn er dieses Leben nur als eine kümmerliche Ernährungs-Anstalt betrachtet, wenn sein Dichten und Trachten nur darauf gerichtet ist: ein Daseyn zu sichern und behaglich zu machen, dessen enge Schranken er für die Grenzen seines Bestehens hält; wenn er kalt und selbstisch an Sich vor Andern, und an Sich wiederum zuletzt d. h. zuhöchst denkt; wenn er sich in Furcht und Sorgen und Zweifeln abmüht und verzehrt; wenn er die Vergangenheit beseufzt als ein entflohenes Gut, die Gegenwart beklagt als eine Last, und der Zukunft bang entgegensieht, als in der ihm Kraft und Leben schwinden wird. Aber auch Der hat das Leben verlohren, der über die heitere Welt einen schwarzen Schleyer wirft, der sie als ein Jammerthal und sein Leben als eine Büssung betrachtet, der das gegenwärtige Leben selbstquälerisch hinwegwerfend nur nach einer verheißenen Zukunft jenseits seufzt. Und auch der hat

das Leben verlohren, dem das Leben gleichgültig ist, der es verlebt weil es da ist, aber ohne einen Werth darauf zu legen, der nichts fürchtet aber auch nichts hofft, dem Alles gering, niedrig und elend scheint, aber ohne daß er etwas Großes, Hohes und Wünschenswerthes anerkenne, der zwar nicht hastig nach den Gütern des Lebens greift, aber auch nicht mit Ernst und Liebe nach irgend etwas strebt das er für ein wahres Gut hält. Kurz, der Gleichgültige, wie der Selbstpeiniger, und wie der begehrlich-Engherzige, Alle haben das Leben verlohren. Das Leben quillt in Kraft und Fülle, in Anmuth und Lieblichkeit, immer neu, immer schöner, nur Dem entgegen, der aus der Quelle des Lebens trinkt, der Gott, die unsichtbare Sonne des Lebens, gefunden hat, und von den allgegenwärtigen Strahlen dieser Sonne erleuchtet, erwärmt und gekräftiget wird. Nur er gedeiht, nur er grünt wie der Palmbaum, nur er trägt süße Frucht des Lebens. Sonst nannte man einen solchen einen Christen, weil nur die Christuslehre, aufgenommen in das Herz und ausgeprägt im Sinn und Wandel, solche Fülle und Gnüge giebt. Jetzt nennt man einen Solchen einen Mystiker, weil immerdar der Meister und Herr vor dem Auge seines Geistes steht, weil er sich von ihm zum Vater der Liebe führen läßt, und weil er, nicht blind und leidend —

wie die sich selbst Täuschenden die man mit Recht Mystiker nennt — sondern klar-besonnen und rein-thätig, in dieser Liebe lebt und in ihrem Schoose sicher wohnt. Ja, dahin ist es in unserer selbstgefälligen, übermüthigen Zeit gekommen, daß Viele das reine Evangelium in seinem ganzen Umfange: die Lehre von der Erlösung des sündigen Menschen durch Gottes ewigen, Mensch gewordenen, Sohn, die Lehre von der Heiligung durch seinen Geist, und die Lehre vom Eingang des Sohnes und Vaters, des Lichts und der Liebe, durch diesen Geist, den Geist der Wahrheit, in das Herz des Gläubigen, für Mysticismus halten, und den, der nur im Geist und in der Wahrheit leben will, einen Mystiker nennen. „Der Mensch ist gut", sagen sie; „er bedarf blos der Bildung, nicht der Versöhnung, die ein Gott-entehrender Begriff ist, weil der Begriff eines beleidigten Gottes der Liebe ein Widerspruch ist; und zur Heiligung kann und soll der Mensch auf dieser Erde noch nicht gelangen, eben weil sie kein Wohnsitz der Heiligen ist — es müßten denn dieß die Schein-Heiligen in und ausser den Klöstern seyn, — sondern blos eine Erziehungs-Anstalt des Menschen für die Vernunft." Was sie aber Vernunft nennen, das nennen wir den guten, reinen, heiligen Geist, den Geist des Lichts, das alle Menschen erleuchtet, aber

nur wenn sie sich erleuchten lassen wollen. An diesem Wollen aber liegt es eben; und noch ist Keiner aufgestanden, der nicht etwas diesem heiligen Geiste widerstrebendes in sich gefunden hätte, ein Etwas, das mit siegender Gewalt uns niederwirft und zu Sklaven der Erde macht, da wir doch die Freyen der Vernunft seyn sollten. Wer ist aber ein Vernunft-Freyer? Er trete auf, wir wollen ihn als einen Heiligen verehren, oder wenn er sich dieß bescheiden verbittet — wiewohl er es nicht darf: denn er ist heilig und darf die Wahrheit nicht abläugnen: — so wollen wir wenigstens anerkennen, daß wir an ihm ein Muster und Vorbild haben, wie man ohne das Evangelium ins ewige Leben eingehen kann. Denn das ewige Leben ist eben das Leben in Vernunft und Freiheit; worüber wir mit den Vernunft-Predigern ganz einverstanden sind. Uns ist die Vernunft, wie ihnen, das Höchste; und was wir sonst seliges Leben oder Seligkeit nennen, mögen wir auch gern mit ihnen Vernunftleben oder Vernünftigkeit nennen. Der Mensch kann, unserer klarsten Ueberzeugung nach, nicht besser aufgehoben seyn als in der Vernunft. Aber wer hat sich schon, ohne von der Sünde Abschied zu nehmen, den Weg zu ihr gebahnt? Die Vernunft ist das Heilige in uns. Sind wir aber nicht heilig, so sind wir auch nicht vernünftig: die Vernunft gehört

wohl uns, wir aber gehören nicht der Vernunft an. Sie ist wohl das Licht, das seinen Strahl in alle Menschen wirft — Gewissen nennt dieses im Dunkel aufblitzende Licht der gemeine Mann, Sittengesetz der Philosoph; — aber dieses Gewissen, dieses Sittengesetz, das allein Heilige in uns, das wir uns nicht angebildet, nicht durch eigene That und Verdienst erworben haben, sondern das uns als Begleiter durchs Leben, als Genius, beygegeben ist, findet uns, wenn wir ihm unser Inneres zur Beurtheilung darlegen, aber aufrichtig, unverstellt darlegen, nicht fleckenlos, rein und gut, wie es selbst ist, sondern erfüllt von falschen, tadelnswerthen Gefühlen, Gedanken und Bestrebungen, welche alle, gleichsam wie böse Früchte an Einem Stiele, an unserm selbstischen Wesen hangen. Nur wer sich für gut hält, findet so etwas nicht, geht aber auch nicht aufrichtig mit sich bey seinem Gewissen zu Rathe. Wir haben uns über diesen Gegenstand, über das dem Menschen einwohnende verdorbene selbstische Wesen anderswo zur Gnüge beweisend geäussert. Wir haben auch gezeigt, auf welche Weise, durch welches Mittel es bezwungen wird: lediglich durch den Glauben, als eine Gotteskraft. Und diesen Glauben schenkt uns allein das Evangelium. Das Gefühl der Befreyung von unserer Schuldenlast, das Gefühl der Kraft alles Böse zu be-

siegen, das Gefühl unserer Einigkeit und innigen Verbundenheit mit dem höchsten Wesen, mit dem Vater, der die Liebe ist, dieß Alles können wir uns nicht selbst geben oder verschaffen: es muß uns von oben gegeben werden. Und es wird uns gegeben durch die Strahlen des Evangelii, die in unser Herz leuchten und unsern Geist erhellen, unsern Sinn läutern, unsern Trieb erwärmen und unsere Kraft beleben zum Kampf, ohne welchen kein Sieg, keine Freiheit, kein Leben in Vollendung denkbar ist. Wir sind erlös't, aber wir müssen die Freiheit behaupten; wir sind begnadigt, aber wir müssen die Schuld fliehen; wir sind geheiligt, aber wir müssen uns rein erhalten; wir sind mit Gott versöhnt durch seinen Sohn, aber wir müssen diese Versöhnung durch den Glauben annehmen und fest halten. Diese Versöhnung aber ist, wie schon gesagt, ein Stein des Anstoßes für die Vernunftprediger. Sie können sie mit ihrem Verstande nicht begreifen, ja sie finden einen Widerspruch darinne. Nun, wie viel ihr mit eurem Verstande begreift, ist oben gezeigt worden; und den Widerspruch geben wir euch selbst auf den Kopf Schuld: denn ist das Menschengeschlecht ein sündiges Geschlecht, was ebenfalls erwiesen ist, und kann es sich nicht selbst erlösen, wie ebenfalls erwiesen ist, und steht es durch seine Sündhaftigkeit im Gegensatz, in Unverträglichkeit

mit dem heiligen und gerechten Gott, der nur die Gerechtigkeit lieben kann: so bedarf es, um ihm gerecht zu erscheinen eines Mittlers der die Sünde vertilgt und das Menschengeschlecht reinigt von seiner Schuld; und diese Ausgleichung, diese Genugthuung, wie wollt ihr sie anders nennen als Versöhnung, da ja die ewige Güte und Liebe dem Bösen zürnen muß, nicht auf menschliche Weise, leidenschaftlich, sondern auf göttliche Weise, ihrem innersten Wesen nach, welches das Böse nicht duldet, sondern vernichten muß. So sind wir freylich bey unserer Ansicht mitten in dem befangen was ihr Mysticismus nennt, aber dieser Mysticismus ist der Kern und das Wesen des Evangeliums, das sich auf Christum, den Erstling der Auferstehung gründet und seit fast zweytausend Jahren in alle Welt ausgegangen ist. Dieß haltet ihr aber, wenn ihr aufrichtig und laut reden wollt, für eine veraltete Lehre, für eine Reliquie aus der Kinderzeit des Menschen, die nur so lange Wunder thut, als an sie geglaubt wird, und die der erwachsene Menschengeist abstreift, wie man ein zu kurz gewordenes Kleid ablegt. Wenn sie nun aber Wunder thut, diese Reliquie, warum wollt ihr nicht an sie glauben? Bey euch freylich thut sie keine Wunder, weil ihr nicht an sie glaubt. Und warum glaubt ihr nicht? Weil euch der Glaube verlohren gegangen

ist über dem Stolz des Wissens. Nicht über euer Wissen: denn es ist nichts daran, sondern über dem Stolze, der sich dünkt etwas zu wissen. Woher habt ihr denn eure Wissenschaft? kommt sie aus euch? habt ihr sie nicht ererbt? oder woraus bestehen die Materialien eures Wissens? doch aus den Begriffen und Kenntnissen die man euch von Jugend auf beygebracht hat, und die ihr allenfalls durch eigene Combination einigermaßen verändert habt. Und diese Combination, richtet sie sich nicht wieder nach der Art und Weise wie das Denkvermögen in euch entwickelt ist? Dieß geschieht aber bey Jedem anders, Jeder hat also eine andere Wissenschaft, wenn er nicht fremde Gedanken nachbeten will. Es giebt also keine allgemeine Wissenschaft, so groß auch das Geschrey davon ist. Ihr habt nichts als die Gesetze eures Denkens, die allgemein sind. Diese aber sind blos zur Prüfung des gegebenen Denkstoffes vorhanden; sie selbst geben keine Erkenntniß. Woher nun eure Erkenntniß? Der Geist bedarf eben so sehr der Nahrung als der Leib, und wir nähren den Geist nicht weniger mit erhaltenen Begriffen als mit erhaltenen Anschauungen. Die erhaltenen Begriffe nun woher kommen sie? Sie werden uns von der Zeit zugeführt, die Tradition ist es, die sie zu uns führt. Seyd ihr euch nun genau bewußt was ihr rein gedacht, oder was

ihr schon als gedacht vorgefunden und erhalten habt? Und was mögt ihr überhaupt rein denken ohne Stoff, ohne Gegenstand, ohne Gegebenes? Und wie vieles ist uns gegeben! Nicht blos die Erfahrung unseres eigenen Lebens, sondern auch die Erfahrung Aller die mit uns sind und die vor uns waren. Und hier kommen wir eigentlich auf den Punkt, um den es uns zu thun ist, und zu dem wir durch das jetzt Gesagte nur hinleiten wollten. Unter die reichen gegenständlichen Erfahrungen gehört auch, und gewiß nicht zuletzt, die des Christenthums und der Einfluß den dasselbe seit seinem ersten Entstehen auf die Geister gehabt hat die es aufnahmen. Mit dem Christenthum und durch dasselbe sind Begriffe ausgeprägt worden und in Umlauf gekommen, dergleichen die Welt vor dem Christenthum, selbst die denkende Welt, durchaus nicht gekannt, nicht gebildet hat. Der menschliche Geist ist durch das Christenthum auf eine Höhe gehoben worden, zu welcher er sich früher nicht emporzuschwingen vermochte. Man könnte sagen, das Gebiet, das Element des Geistes, ist durch das Christenthum erst aufgeschlossen, erst bekannt geworden. Den reinen Geist, den Geist der Wahrheit, kennen wir erst durch das Christenthum. Der Geist der Wahrheit ist Gott: nicht der physische oder metaphysische, d. h. der todte Gott, das Gedankending der

Alten, sondern der lebendige Gott, dessen Wesen Heiligkeit, und dessen Heiligkeit reine Güte und Liebe ist. Nur dieß ist der würdige Begriff der Gottheit, welchem allein unser Geist rein zu huldigen vermag. Aber nicht blos Begriff, sondern Gegenstand, zwar nicht Gegenstand sinnlicher Anschauung oder verständigen Begreifens, sondern Gegenstand des Herzens im Glauben und durch den Glauben, der kein Fürwahrhalten, sondern ein lebendiges Erfassen, Ergreifen, Festhalten des Gemüths ist. Diesen Aufschwung des Gemüths in voller Klarheit und Deutlichkeit des Bewußtseyns, diese innige Verschmelzung der Empfindung und der Idee, diese Höhe des geistigen Lebens, die weit über die Höhe der todten Speculation erhaben ist, welche erst von jener aus in ihrer Kahlheit und Unfruchtbarkeit übersehen werden kann, verdanken wir einzig dem Christenthum; und wenn die neuere Philosophie, wiefern sie nicht wieder in die Form der alten hinabgesunken ist, sondern sich aus der scholastisch-christlichen heraufgebildet hat, uns einen Idealismus aufstellt, gegen den der Idealismus der Alten nur Traum und Schatten ist: so verdankt sie diesen Aufschwung, anerkannt oder nicht, allein dem Christenthum aus seiner erhabenen Idee des Geistes. Man sage nicht, daß das Christenthum seine Ideen z. B. die des Logos, des bö-

sen Princips selbst, theils in seiner Entstehung von frü-heren, theils in seiner Ausbildung von späteren fremden Besitzern entlehnt habe. Wer das Christenthum als Lehre wie sie vor uns liegt, oder bestimmter, wer das reine Evangelium genau und unbefangen betrachtet, muß finden, daß es eben so wenig etwas von aussen her entstandenes und zusammengetragenes, daß wir nicht sagen, zusammengeflicktes, seyn kann, als dieß bey einem lebendigen Saamenkorn oder einem lebendigen Ey der Fall ist. Es ist von innen heraus, aus Einem Princip, und zwar aus einem lebendigen Princip gebildet, welches seine Kraft und Wirksamkeit durch die That, durch seine Entwickelung und Ausbildung, durch seinen Eingang in das menschliche Herz, durch seine Gewalt über die menschlichen Gemüther, durch seine Ausbreitung über die Erde erwiesen hat. Man sage nicht daß auch anderen Lehren dieselbe Begünstigung wiederfahren ist. In der alten Zeit gar nicht; und in der spätern steht dem Evangelium blos eine Ilias post Homerum, oder vielmehr blos der Affe des Evangeliums, der Koran, entgegen, dessen Princip, das Princip der Absonderung, sich in sich selbst vernichtet und dieser Lehre allmählich den Untergang bringen muß. Umgekehrt ist dieß mit dem Evangelium der Fall. Sein Princip trägt die Nothwendigkeit der Erweiterung, der allgemeinen Ver-

breitung in sich: denn es ist das der Gemeinschaft, der Liebe. In dem Princip der Liebe liegt der Einheits- und der Entwickelungs-Punkt des Christenthums, und der Beweis für seine organische, ja für seine mehr als organische, für seine geistige, göttliche Natur. Was ist der Logos des Plato gegen den eingebohrnen Sohn Gottes, der für die Sünden der Welt stirbt, für ihre Auferstehung aufersteht, und seine Wiederkunft als Richter der Lebendigen und Todten verkündiget. Oder ist er nicht gestorben? nicht auferstanden? hat er seine Zukunft nicht verkündiget? Dann reißet Blatt für Blatt aus dem Evangelium: denn Alles dieß ist in jede Faser desselben verwebt und eingewachsen. Woher aber der Logos des Plato? Weil das Wort das von Anfang war, das Gottes-Bewußtseyn, das Licht das alle Menschen erleuchtet, dem Menschen eingebohren ist, und nur nicht in Jedem sich zu voller Klarheit entwickelt; was aber die Gottheit nicht verschuldet hat. Auch Plato hat diese Idee der Ideen nicht erfunden, wie überhaupt keine Idee erfunden, sondern blos gefunden, entdeckt, oder vielmehr empfangen wird. Aber auch Plato hat sie nicht ursprünglich empfangen, sondern durch Tradition erhalten, nicht als etwas dem nichts in seinem Geiste entsprochen hätte — wie hätte er sie sonst denken kön-

nen? — sondern als fremden, bestimmten Gedankenreiz für eigene analoge Gedanken-Erweckung. Woher aber die Tradition? Geht zu den Indiern und forscht: ihr werdet dieselbe Frage erneuern müssen. Genug daß die Möglichkeit dieser Idee in jedem Bewußtseyn liegt, weil ihre Nothwendigkeit mit dem Bewußtseyn überhaupt, mit der Vernunft, mit dem göttlichen Erbtheil gegeben ist. Aber noch einmal; wie dürftig, wie todt, oder vielmehr wie noch unbelebt, zur Entwickelung unbegeistet, ist Plato's Idee, gegen die überschwenglich reiche, lebendige, ja in höchster Vollendung ins Leben selbst getretene Idee des ewigen Gottessohnes? — Ist es vielleicht mit der Idee des Satans derselbe Fall wie mit der Idee des Logos? Auch die Idee eines bösen, nicht Ur-Wesens, aber doch Wesens und Geistes — dem man nicht eben die beschränkende Form einer Person anpassen muß oder darf, obschon wir selbst, an Persönlichkeit gebunden, geneigt sind uns geistige Wesen als Personen zu denken, — auch diese Idee ist aus dem Evangelium nicht zu verbannen: denn sie bedingt die ganze Erscheinung des Erlösers. Aber auch diese Idee findet sich im grauen Alterthum: nicht im occidentalischen, als dessen Element ursprünglich der feste Grund und Boden beschränkter Anschauung war, und das sich nur zu einer Vielheit von Dämonen und Göt-

tern menschlicher Art erheben konnte; sondern im orientalischen, dem die Idee der Allgemeinheit und Einheit eingebohren war. Liegt auch die Idee des Satans in der Vernunft gegründet, daß sie sich in dem ideenreichen Orient entwickeln konnte? Keinesweges: im Gegentheil, sie stört die Vernunft, sie ist ihr entgegen, die Vernunft findet einen Widerspruch in ihr, und muß sie vernichten. (Beyläufig gesagt: darum mögen auch die Philosophen nichts von einem Teufel wissen.) Wie kam denn nun diese Idee in den Orient? Wir antworten: auch durch Tradition. Es mußte doch einmal etwas vorgefallen seyn was die Veranlassung zu ihr gab, und wenn es auch nur der einfältige Biß in den Zweifels-Apfel gewesen wäre. Auf jeden Fall fanden die alten Orientalen etwas in sich — nicht in ihrer Vernunft, aber doch in sich, in ihrem Menschenwesen, welches bekanntlich nicht lauter Vernunft, auch nicht blos Vernunft und physisches Wesen ist (denn auch dieses ist heilig) sondern ausser diesen beyden Elementen noch etwas Drittes enthält, das der Vernunft widerstrebt: die Schrift nennt es den alten Adam — kurz die alten Orientalen fanden eben dieses Dritte in sich, mit dessen Begriff sie, ohne ihn auf ein böses Princip zu reduziren, nicht fertig werden konnten. Und nun wollen wir gern eingestehen daß dieser

Begriff, weder im neuen, noch im alten Testamente ein neuer Begriff ist, sondern daß die Juden, etwa in der Babylonischen Gefangenschaft erst, den Verführer ihrer Stammmütter kennen lernten. Wenn nur das Factum da war! Und daß wir ein gefallenes Menschengeschlecht vor uns haben, liegt am Tage: gleichviel ob es von seinem Falle weiß, wie die Orientalen, oder nicht, wie die Occidentalen. Wissen wir doch auch nicht wie uns zu Muthe war als wir gebohren wurden; und doch haben wir diesen Fall erlebt. Genau genommen erleben wir aber auch die ganze Geschichte des Sündenfalls häufig genug; und der Teufel läßt uns alle Tage mehr oder weniger große Bisse in seinen Apfel thun. Kurz, die Geschichte des Sündenfalles war eine alte Geschichte, die das ganze Menschengeschlecht anging, nicht etwa blos die Hebräer. Und so konnten diese sehr gern eine frühe, ja eine frühere Notiz davon ihren Nachbarn und Freunden oder auch Feinden zugestehen. Die Idee des Satans also, auch als ausserhalb der heiligen Schriften befindlich, beweiset nicht das geringste für eine Zusammentragung des Evangeliums aus fremden Stoffen. Im Gegentheil: diese Idee mußte sich weit und breit unter den Völkern vorfinden, indem sie sich auf ein Ur-factum bezog: denn die älteste Geschichte hebt vom Sündenfalle an; und

vom Paradiese wissen wir nichts, ausser wiefern wir selbst wieder in dasselbe eingehen. Daß wir dieß können, haben wir lediglich dem Retter von oben zu danken. Denn im Bösen war die Welt wohl Meister, aber vom Guten hatte sie nur Kinderbegriffe, als Christus erschien. Im Occident waren die Götter Menschen, im Orient wollten die Menschen Götter seyn. Dort lag das göttliche Princip noch im Schlummer der Kindheit, hier wurde das physische Princip gewaltsam niedergedrückt und abgetödtet. Dort unterlag man der Macht des Schicksals und des Zufalls, hier der Vernichtung durch Selbstpeinigungen. Der Occident lös'te sich nach und nach in das Element des Unglaubens, der Orient in das des Aberglaubens auf. Der Friede Gottes, die Versöhnung des Irdischen und Ewigen, war nicht auf der Erde zu finden. Diesen Frieden brachte Christus auf die Welt, für Alle die Theil an ihm haben wollten. Er knüpfte das Irdische an das Ewige und das Ewige an das Irdische, indem er irdisches und ewiges Leben in das Verhältniß von Mittel und Zweck brachte. Er gab das Gesetz der Liebe, und führte so den Himmel zur Erde und die Erde zum Himmel. Und wir sollten mit unserm Denken und Thun etwas Vollkommneres ausfinden? Wir sollten einem andern und höheren Ziel durch andere und bessere Mittel nachstreben können,

als die uns dieser Meister zur Lebensvirtuosität an die Hand gegeben? Diese Mittel sind: Glaube und Gehorsam; Glaube, an unsere Verbindung mit Gott durch Christum; und Gehorsam, als Unterwerfung unseres Willens unter den göttlichen, welcher die Liebe ist. Es ist ein lebendiges, geistiges Band, das Christus um die Menschheit geschlungen hat und durch welches er sie an die Gottheit knüpft: das Band der Liebe; kein Sterblicher kann es lösen, wie keiner es knüpfen konnte. Niemand kann auf seine eigene Hand zum Vater kommen, welcher die Liebe ist: denn Niemand ist so rein, daß er ohne Vernichtung vor dem reinen Wesen erscheinen könnte. Nur der Mensch ohne Sünde kann es; und dieser Mensch ist in Christus dargestellt: in ihm erscheint die Menschheit der Gottheit rein. Durch den Glauben an seine Kraft und That sind auch wir gereiniget: denn dieser Glaube, das beste uud reinste was wir geben können, ist das Bindungsmittel zwischen uns und ihm; und durch denselben geht seine Kraft und That auf uns über. Und diesen Glauben wollen wir von uns stoßen? Was bleibt uns denn, um vor der Gottheit zu bestehen, wenn wir nicht diesen Anker des Heils erfassen? Ist es nicht augenfällig, daß uns nur dieser Weg offen steht, wenn wir zum Ziele wollen? Die Jünger verstanden Ihn nicht, als er noch

unter ihnen wandelte, wenn er sprach: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; wir aber können Ihn nun verstehen, wie ihn die Jünger verstanden, nachdem er gestorben und auferstanden, nachdem er zur Höhe gegangen war und seinen Geist herabgesendet hatte. Dieser Geist ist nicht ausgestorben; ein Jeder kann ihn athmen, diesen Lebens-Aether, wer nur aufrichtig und reines Herzens ist. Und der Wunsch, die Sehnsucht es zu seyn, reicht hin es zu werden. Nur das Widerstreben, nur die Verstocktheit bleibt ausgeschlossen. Warum sollen wir nun nicht versuchen, was so überschwenglich viel verspricht? warum auf den Anschein des Unbegreiflichen uns den Weg zum Höchsten und Besten verschließen? Lassen wir doch vor der Hand das Unbegreifliche auf sich beruhen, und thun wir was uns vorgeschrieben ist. „So ihr bleibet in meiner Lehre, so werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frey machen.“ So spricht der Mund des Wesens in dem kein Trug erfunden wurde. Warum sollen wir ihm nicht glauben? nicht thun was er heischt? Er fordert uns ja selbst zur Probe auf! er will ja nichts, als daß wir prüfen sollen ob seine Lehre von Gott sey! Aber nur durch Ausübung dieser Lehre, nicht durch Bekritelung derselben, mögen wir sie prüfen. Und welcher Reiz zur Prüfung! welcher Anlaß

zur strengsten Erkundigung ob sie wahr sey! Was wünschen wir lieber, als frey zu werden: frey von jeder Ungewißheit, von jedem Zweifel, von jedem Irthum und Vorurtheil, von jedem Druck, jeder Sorge, jeder Furcht, jeder Schwäche, jeder Sklaverey, und überhaupt jeder Beengung unseres Daseyns? Er bietet sie uns an, diese allseitige Freyheit, aber nur um den Preis der Probe mit seiner Lehre. Und diese Lehre verlangt: daß wir uns nicht auf der Erde einbürgern, nicht das Leben lieb haben, das dieser Welt angehört, im moralischen Sinne nehmlich, in Beziehung auf unsere Neigung, auf unser Dichten und Trachten angehört; daß wir unsere Neigung nicht auf das Vergängliche werfen, sondern auf das Unvergängliche, welches keinen sinnlichen Reiz hat, auch nicht mit sinnlicher Neigung verfolgt werden kann, sondern mit einer Liebe gesucht werden muß, die sich mit jener Neigung nicht verträgt und von ganz anderer Art ist: wie das reine Sonnenlicht ganz anderer Art ist, als das trübe Licht einer Lampe. Und so wie sich dieses selbst verzehrt, jenes aber unerschöpflich sich selbst erzeugt: so verzehrt uns auch unsere Neigung zum Vergänglichen, unsere Liebe aber zum Unvergänglichen facht unser Leben im reinen Element des Ewigen für unverwüstliche Dauer an, erfüllt es mit dem Lichte, mit der Wärme, mit der

Kraft, die sich aus unversiegbarer Quelle selbst erzeugen, und ersetzt uns die irdische Lust durch himmlische Seligkeit. Nur dem ist diese Seligkeit ein Phantom, ein Nichts, etwas Undenkbares und Unerfahrbares, nicht zu Erlebendes, der in den Strom des Vergänglichen eingetaucht ist und mit ihm fortgerissen wird. Aus diesem Strome zieht uns aber der Retter, der Heiland, der aus der Region jenes reinen, sich selbst erzeugenden, ewigen Lebens zu uns herabgekommen ist, die Sünder selig zu machen, die von Gott, dem reinen, ewigen Leben Abgefallenen wieder zu ihm zurück zu führen. Dazu bedarf es nun freylich des Glaubens von unserer Seite, d. i. des Vertrauens zu diesem Führer und seiner Anweisung; die Befolgung aber derselben befreyt uns auch aus der Befangenheit in welche wir durch unser irdisches Daseyn und Leben gesetzt sind, und welches uns, wenn wir frey gemacht sind, nur als eine irdische Blüthe erscheint, zwar durch den Hauch des Geistes in ihrem Schoose himmlische Frucht zu erzeugen, aber auch abzufallen bestimmt. Die Blüthe welkt, aber die Frucht soll bleiben; ohne den Geist aber trägt unser Leben keine Frucht: der Geist aber ist es, den uns Christus vom Vater gebracht hat, damit er unsern Geist, der seines Wesens, himmlischer Natur, ist, von seiner Herabgezogenheit in das Irdische be-

freye. Wer an alles dieß glaubt, ist nun freylich für den an die Welt Gebundenen ein Mystiker: denn dem also Gehaltenen und Geblendeten ist die Klarheit dieses höheren Lebens vor seinen Augen verborgen. Wer aber einmal diese neue Lebensluft eingeathmet, sein Auge für dieses Licht empfänglich gemacht hat durch den Glauben, dem ist es auch zu Sinn und Herzen, wie einem vom Schlafe, welcher nur Träume, und oft sehr böse Träume hat, Erwachenden, wenn die erquickende Morgenluft weht und der Strahl des jungen Tages das Dunkel seiner Schlafkammer verscheucht. Ein also Erwachter sieht wohl wer um ihn her noch in Schlaf und Träumen liegt; die Schlafenden und Träumenden aber wissen nichts von dem Zustande des Erwachten, und können es auch nicht eher, als bis sie selbst erwacht sind. Wachet also auf die ihr noch im Geistes-Schlafe begraben liegt, und deren Geist sich mit mancherley Träumen ergötzt oder abängstiget, auch unter andern mit dem Traume des Wachens. Wachet auf und erkennet daß nur das Evangelium vom Reiche Gottes die Schläfer erwecken kann, daß nur von ihm aus die Morgenluft und der Morgenstrahl belebend und ermunternd an eure Brust weht und an euer Auge dringt; und erkennt zugleich daß das Evangelium nichts ist ohne den Gekreuzigten und Auferstandenen, nichts ist ohne die

Ausgießung seines Geistes und eure Heiligung durch denselben, nichts ist mit eurem Kriteln und Deuteln und natürlichen Erklären, nichts ist mit eurem Hinauswerfen der Geheimnisse aus Gottes Haushaltung. Lernet erkennen, daß ihr die Blinden seyd und Gott der Sehende, und daß er nur dem die Augen öffnet der in seinem Lichte sehen will. Nur wer versunken ist in irdischen Wahn, in irdischen Dünkel, und in irdisches Leben, siehet dieses Licht nicht und mag es nicht sehen, und ist mit nichts so freygebig als mit dem Vorwurf des Mysticismus und dem Nahmen des Mystikers gegen Solche, die, nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch die Wohlthat des Evangeliums, von Wahn und Dünkel, und Behagen am äussern und Schein-Leben, zurückgekommen sind. Diese wissen wohl, was sie besitzen und was jene nicht besitzen, und können sich alle Verkennung und Verschmähung ihrer Ansicht und ihres Strebens ganz wohl gefallen lassen. Aber sie wünschen doch, daß auch die draussen sind, Antheil haben möchten an dem, was sie beseliget, was sie erleuchtet und erwärmt und stützt und trägt. Es ist aber nicht blos schwer, sondern unmöglich, dem, der die Augen verschließt, das Licht zu zeigen. Und so wird denn wohl noch geraume Zeit ein Zwiespalt dauern zwischen denen die da sehen, und denen die da nicht

sehen, ja mehr als Zwiespalt: auch wohl zum Theil Feindschaft und Haß von Seiten der Nichtsehenden. Die Nicht-Hassenden aber stehen der Wahrheit am nächsten, auch wenn sie sich Alles natürlich ausbitten, auch wenn sie den Verstand zum alleinigen Richter der Wahrheit machen. Auch haben sie in so fern recht, daß Alles was wider den Verstand ist, nicht Wahrheit seyn kann: aber noch weit mehr Unrecht, wenn sie dem, was über den Verstand ist, die Wahrheit absprechen, oder wenigstens alles dieß, als ausser dem menschlichen Erkennen liegend, etwas kalt und vornehm, auf jeden Fall aber einseitig-absprechend, ablehnen. Der Verstand ist der Prüfer sinnlicher Wahrheit, und gilt für die Erscheinungen der Sinnenwelt; das nicht Erscheinende aber ist der Geist, der seine Heimat vergeblich im Irdischen sucht, und nach einem Frieden schmachtet den die Welt nicht geben kann, sondern nur was über der Welt ist: Gott.

IX.

Der neue Mensch.

„Ziehet den neuen Menschen an, der von Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ Das sollen wir thun, also können wir es auch, trotz aller der großen Hindernisse und Schwierigkeiten die sich hier entgegen stellen. Wir wollen jetzt nicht fragen woher diese kommen, und ob und wie sie zu beseitigen sind; dieser Gegenstand bleibe einer andern Betrachtung vorbehalten. Aber gesetzt es sey zum neuen Menschen in uns gekommen, wie ihn der Apostel schildert, so fragt es sich, ob eine solche moralische Umänderung unseres Wesens ohne Beziehung und Einfluß auf unsere übrige geistige, sodann aber auch auf unsere physische Existenz, und überhaupt auf unser Weltverhältniß gedacht werden könne. Ich glaube: nein. Ich kann mir nicht denken daß sich mit unserm moralischen

Standpunkte nicht auch der Standpunkt unseres ganzen übrigen Lebens verändern und hieraus nicht eine neue Lebens-Ansicht und Aussicht hervorgehen sollte. Gewiß führt die moralische Umgestaltung auch eine Läuterung und Erhebung des ganzen übrigen Menschen herbey. Wie sollte auch ein Gemüth, das von allen unreinen Gefühlen, ein Geist der von allen unlauteren Gedanken, ein Wille der von allen falschen Bestrebungen frey ist, kurz, wie sollte ein durchaus geheiligter Mensch nicht auch in Beziehung auf sein Empfinden, Erkennen und Wirken ein Anderer werden? Man schneide hier unsere Folgerungen nicht kurzweg damit ab, daß man einen gänzlich geheiligten Zustand des Menschen für unmöglich hält. Ist er nicht selbst Gottes Wille und Gebot? Ruft nicht Gott schon dem Volke des alten Bundes zu: „ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig, der Herr euer Gott!" Heißt es nicht fast auf allen Blättern der heiligen Schrift: „reiniget euch von aller Missethat!" Ist nicht „heiliger Sinn und Wandel" der Zuruf aller Apostel an alle Gemeinen? Spricht nicht der Herr selbst das Wort: „heiliger Vater, heilige sie in deiner Wahrheit" aus? Wie könnte Gott so etwas verlangen wenn es nicht möglich wäre? Wie könnte er ein Gebot ergehen lassen, das einen Widerspruch in sich selbst trüge? Auch

wird ja nicht verlangt, daß wir uns aus eigenem Vermögen heiligen sollen; nur durch die eigene That sollen wir es thun, das Vermögen dazu aber von Gott als ein Geschenk annehmen. Wir sollen uns nicht weigern dieses Geschenk anzunehmen. Und was kann, was will Gott nicht schenken! Hat er uns nicht seinen Geist, den Geist der Wahrheit zugesagt, der uns in alle Wahrheit leiten soll? Hat er uns nicht in dem noch lange nicht genug begriffenen Glauben, und mit ihm und durch ihn, die Kraft zugesagt alle Hindernisse und Schwierigkeiten unserer Heiligung zu überwinden? Ich bekenne offen meine Ueberzeugung vom Glauben: daß er ein neues Lebens-Element ist, in das wir gleichsam eintauchen, in dem wir leben und athmen sollen, um dadurch unser geistiges Leben eben so zu läutern, zu erneuern, zu begeisten, zu kräftigen, als dieß leiblicher Weise durch das Einathmen der Lebensluft geschieht. Warum versuchen wir es denn nicht? Warum leben wir denn von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr ohne den Glauben? Noch habe ich Keinen gesehen der „im Glauben" lebte, wiewohl ich nicht in Abrede bin, daß es dergleichen beglückte, ja selige Menschen geben mag: denn der Glaube macht selig. Ich untersuche hier nicht wie wir zum Glauben gelangen mögen, weil uns dieß zu weit von unserm Gegen-

stande abführen würde. Aber warum bekümmern wir uns darum nicht? Warum lassen wir denn die Sache auf sich beruhen? Warum machen wir nicht den Versuch, warum legen wir nicht Hand ans Werk, um zu sehen wie weit wir es in dem Geschäft der Heiligung bringen? Wir haben freylich mehr zu thun! Vor allen Dingen müssen wir leben, d. h. das Leben so viel als möglich zu unserm Fortkommen, zu unserer Sicherstellung auf dem Planeten den wir bewohnen, benutzen, und sodann, was das Leben bietet und was durch unser Sorgen und Mühen herbeygeschafft wird, so viel als möglich genießen. Denn was wäre das für ein Leben dessen man nicht froh werden wollte? Und so ist denn unser Leben in die Sorge für das Leben und in den Genuß desselben getheilt, und so bleibt für etwas anderes, als da ist der Glaube und die Heiligung durch den Glauben kein Raum übrig. Wie möchten wir denn wohl erfahren was für eine Sache die Heiligung ist und was daraus für uns hervorgeht? Wer es aber je versucht hat, durch den Glauben gekräftiget, Altes abzuthun und Neues aufzunehmen, den alten Menschen aus- und den neuen an-zuziehen, der weiß wohl, der erfährt, der erlebt es, daß in kurzer Zeit gar Vieles an uns verändert werden kann, daß wir, durch den Glauben gestärkt, im Stande sind die eingewurzeltesten

Thorheiten, Verwöhnuugen, Verirrungen von uns zu thun und von Tage zu Tage mehr in der Wahrheit zu leben. „Wer da hat, dem wird gegeben." Haben wir nur einmal durch einige glückliche Bemühungen uns aus gewohnter Ohnmacht, Dunkelheit und Selbstigkeit gerissen und uns, wenn auch auf noch so kurze Zeit, in die Region der Kraft, des Lichts, der Liebe aufgeschwungen, ist es uns gelungen auch nur Einen Blick in das neue Leben, in den neuen Tag zu thun, zu dem wir Alle gebohren werden sollen; so sehen wir auch die Möglichkeit vor uns, weiter zu kommen, die Möglichkeit das Alte ganz auszurotten und Neues an dessen Stelle zu setzen, die Möglichkeit durchaus neue Menschen zu werden. Mögen wir auch, selbst in Folge unserer Anstrengungen hiezu, noch so oft fallen, wenn uns Kraft und Geschick verläßt: wir werden auch wieder aufgerichtet, und der unsichere Gang wird nach und nach ein fester, wie der des Kindes, das auch durch Fallen laufen lernt. Nein, wir müssen uns die Kunst des Lebens, die Virtuosität des Lebens, nicht schwerer als jede andere Kunst denken, in der wir durch Anlage und redliches Bemühen mit der Zeit Meister werden. Und an der Anlage zur Heiligung fehlt es uns nicht; wir würden unsern Schöpfer lästern, wenn wir das läugneten; es fehlt nur am Bemühen. Je-

der andern Kunst schenken wir unsern Fleis, unsere Sorgfalt, aber die Kunst des Lebens lassen wir auf der Seite liegen. Machen wir doch auch sie einmal zu unserem Studium, und sehen wir wie weit wir es bringen mögen! Aber freylich, wer eine Kunst treibt, der muß sie auch recht treiben und alles Andere bey Seite legen, oder wenigstens als Nebensache betrachten. Er muß sich um die Regeln der Kunst bemühen und sie ausüben lernen. Uebung macht den Meister. Thun wir dieß mit der Kunst des Lebens? Wir lernen allenfalls ihre Regeln kennen, die uns auf das Einfachste und Vollständigste in den heiligen Schriften gegeben sind, aber an die Ausführung kommt es nicht, wenigstens nicht mit dem Eifer, in der Dauer, die zu Erringung jeder Meisterschaft erfordert werden. Und so bleiben wir immer Stümper. Ein Stümper aber hat kein Wohlgefallen an seinem Geschäft, und so läßt er es am Ende liegen, und treibt etwas anderes. Betrachten wir doch die Schüler der Mahlerey, der Musik, wie sie, von Lust und Liebe getrieben, nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten ihrer Kunst, täglich mehr Wohlgefallen an ihrem Werk, an dem Geschäft ihres Lebens, finden, von Stufe zu Stufe weiter rücken, immer tiefer in die Geheimnisse ihrer Kunst eindringen, und sich zuletzt in dem Gebiet der-

selben mit voller Freiheit bewegen. Die Frucht ihrer Mühe ist unser Staunen, sie bezaubern uns durch ihre Werke, und was sie leisten, preisen wir als etwas Göttliches. Und das Göttliche selbst, das Heilige, wenn es ins Leben aufgenommen wird, sollte nicht ähnliche Erscheinungen, ähnliche Wirkungen hervorbringen? Der geheiligte Mensch, — und wir nehmen an daß es durch Ernst und Mühe möglich sey die Lebensvirtuosität, die Heiligung des ganzen Lebens zu erlangen, — er sollte nicht in seiner eigenen Lebenserscheinung uns Wunderbares und Herrliches darstellen, wie der Künstler in seinen Producten? Der Geheiligte aber ist sein eigenes, oder vielmehr Gottes Kunstwerk, Gottes, durch dessen Geist er sich bilden, gestalten, zum neuen Menschen im neuen Leben umschaffen läßt. Man fragt nun: wie sollte sich eine solche Erscheinung im Leben offenbaren, wie sollte sich ein solches Leben äussern, daß wir daran gleichsam Gottes schöpferische Hand erkennen möchten? Wie anders als zunächst im Geiste, im Gottgeheiligten Geiste, also durch unsträflichen Sinn und Wandel. Ein Solcher würde uns also in Allem was er sänne, dächte und thäte, als rein moralisch erscheinen. Es wäre keine Sünde an ihm. Wir staunen über diese Folgerung, aber nur wie rohe Wilde über die Wunder der Musik,

der Mahlerey staunen würden. Es ist nicht unmöglich ohne Sünde zu seyn, wir erfahren es in einzelnen Augenblicken des Lebens; es ist nur schwer immer in gleicher Haltung zu bleiben; aber wofür wäre denn das echte Leben eine Kunst? Denken wir uns aber das Werk der Heiligung bey einem Menschen gelungen, denken wir ihn sündlos, so ist, bey dieser Sammlung und Einheit der moralischen Kraft in ihm, es nun nicht schwer, eine verwandte Beschaffenheit der Kraft seines Geistes auch in andern Beziehungen zu denken. Wir wissen schon wieviel wir im täglichen Leben vermögen mit Besonnenheit und ernstem Wollen. Alle wissenschaftliche, alle künstlerische Ausbildung, alle Ausbildung für das handelnde Leben beruht, die Anlage zu solchen Lebensrichtungen vorausgesetzt, in diesen Elementen, und findet in ihnen ihr entschiedenes Gedeihen. Und hier ist mehr als Besonnenheit und ernstes Wollen. Nicht als ob ein Mensch unbesonnen und willenlos, wie man wohl auch gemeint hat, in die Heiligung eindringen oder gestoßen werden könnte: Besonnenheit und ernster Wille dürfen den Menschen auch bey diesem Geschäft nie verlassen; aber beyde werden unterstützt durch die Klarheit und Kraft des göttlichen Geistes, die durch den Glauben in den Menschen eingehen. Ein solcher Mensch ist nicht mehr sein eigen, und führt nicht mehr seine

Sache, sondern er ist Gottes und führt Gottes Sache. Er ist über den gemeinen Standpunkt der Erden-Ansicht erhaben, ohne Stolz und Dünkel, sondern vermöge des Elements in welches er eingegangen ist. Wie er selbst ein neuer Mensch, so ist auch ihm alles neu worden. Die Welt liegt als Schöpfung, als Offenbarung Gottes vor ihm da; er sieht nicht mehr eine blind schaffende Natur, nicht mehr todte, planlos zerstreute, zufällig zusammentretende Kräfte in dieser Natur vor sich, sondern alles Naturding, alle Natur ist ihm Geschöpf und Werkzeug Gottes; kein Element ist so gering, und wäre es der Staub den wir mit Füssen treten, daß ihm nicht Gottes heilige Kraft einwohnte, die es zu seiner Zeit aus dem Schlummer erweckt, und es der Herrlichkeit entgegen führt. Und so erscheint ihm die Welt als Gottes Werkstätte, in welcher der Geist Gottes die göttlichen Gedanken nicht sowohl ausführt durch die That, als vielmehr sie, die selbst That sind, in ihrer Herrlichkeit, und Beseligung der aus dem Nichts hervortretenden Menge vernünftiger Wesen, geschichtlich offenbart, indem er das Wunder der Ewigkeit vor ihren anbetend-staunenden Blicken enthüllt als ein Geschehendes und Werdendes, das aber in sich selbst ein Seyendes und Vollendetes ist. Auch dem Geheiligten bleibt freylich, was Gottes Geist in andern Wel-

ten für andere Geschöpfe schafft, verborgen, denn sein Auge ist nur für den Strahl dieser Sonne gebohren die unsern Erdkreis beleuchtet, aber auf diesem schon erblickt er der Wunder und Herrlichkeit so viel, das sich nicht zählen noch sagen läßt. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes lebendige Geschöpf auf dieser Erde wird ihm zum Ausdruck göttlicher Kraft und Weisheit, zum Buchstaben, oder vielmehr zum lebendigen Hauch und Laut göttlicher Rede; und mehr und mehr lernt er vernehmen und verstehen, nicht blos daß Alles durch das Wort des Herrn gemacht, sondern daß Alles Wort des Herrn ist. Die Klarheit des Geistes Gottes, die den Geheiligten durchdringt, schärft seine Sinne zum göttlichen Schauen, und seinen Verstand zum göttlichen Denken; nicht göttlich, wie der Schöpfer schaut und denkt, aber göttlich, wie das Geschöpf den Schöpfer schauen und denken soll. Die Erde mit Allem was darinnen ist und geschieht, hört auf für den geweihten Betrachter ein Bruchstück, eine von Aussen zusammen geworfene und gewürfelte Masse von Stoffen und Kräften zu seyn, er erblickt in ihr und auf ihr nur ein Hervortreten, ein Offenbarwerden der verborgenen Kraft und Weisheit Gottes, eine stufenweise Enthüllung dieser Kraft aus ihrer Einheit in das mannichfaltigste Leben und Gedeihen, überall Einen Geist und Eine Kraft

in tausendfachen Gestalten und Tönen ausgesprochen, die alle wieder in tausendfacher Berührung und Wechselerregung zum reinen und höchsten Leben aufzusteigen bestimmt sind. Ueberall erblickt das Auge des Geweihten Entfaltung schlummernder Kräfte, und in seinem eigenen Geiste diese Entfaltung nicht auf der letzten Stufe. Sein eigener Geist erscheint ihm als ein Keim, in dem eine Ewigkeit verhüllt ist, und in den Stunden höherer Weihe erkennt er in seiner eigenen Kraft die sich enthüllende Gotteskraft. Sie wird entwickelt, diese Kraft, schon in heiligen Momenten der Zeitlichkeit, sie entwickelt sich, als ein oft plötzlich geöffneter Himmel, im Seherblick, sie schließt sich auf in der Kraft des Willens, der zu Augenblicken nicht mehr als ohnmächtiges Wollen, sondern als unmittelbare Thatkraft erscheint und das Staunen der Menge in unbegreiflicher Wunderthat auf sich zieht. Nur der Geheiligte vermag Wunder zu thun, aber er vermag es in Augenblicken des gesteigertsten Lebens. So die Apostel, so die, die ihnen gleichen oder gleichen werden. Es hat keine Noth daß die Welt mit Wundern überschüttet werde, denn sie ist dermahlen mit Heiligen nicht überschüttet; aber vielleicht ist die Zeit nahe, wo durch die Rückkehr Einzelner zur Heiligung des Lebens, zum geheiligten Leben, auch die Kraft der Wunder sich wieder offenbart,

die das Kennzeichen des den Menschen beselenden göttlichen Geistes, die, wie die Sehergabe, wie die Gabe der Weißagung, das Siegel ist, das Gott auf den von ihm geschaffenen, neuen Menschen drückt.

Man lache, man höhne, man spotte, man rufe abermals über das Gesagte das Anathema des Mysticismus und der Schwärmerey aus. So gewiß Gott die sündige Welt nicht lieb hat und doch lieb hat: nicht lieb hat in ihrer Sünde, aber doch lieb hat zu ihrer Erlösung von der Sünde; so gewiß er denen, die ihn lieben, seinen Geist verheißen hat: so gewiß wird er ihn auch geben denen die ihn wirklich lieben und ihm anhangen. Und Gottes Geist ist kein unfruchtbarer, todter Geist, sondern ein lebendiger, wirksamer, der, wo er ist, sich auch offenbaren muß. Und wie anders offenbaren als durch Kraft und That? Darum, so ihr Gottes Willen thut, werdet ihr auch seine Thaten thun, und es wird aller Welt offenbar werden daß er mit euch ist und durch euch sein Werk fördert. Das ist aber Gottes Werk, daß die sündige Welt ihn erkenne und sich zu ihm wende. Und von diesem Werke läßt er nicht ab bis an das Ende der Tage. Dieses Werk hat er bezeugt durch Wunder, und wird es bezeugen durch Wunder, wenn Solche sich finden, in und aus denen

sein Geist wirken kann. Denn wie der Bliz nothwendig leuchten, wie der Sturm nothwendig brausen muß, da wo beyde sind und erscheinen, so muß auch der Geist Gottes, wo er ist, als solcher erscheinen in göttlicher Kraft und That. Und wie, wenn wir den Bliz nicht sehen und den Sturm nicht hören, dieses ein Zeichen ist, daß beyde nicht in unserer Nähe sind, vorausgesetzt daß wir wachen und gesunde Sinne haben: so ist es auch ein Zeichen daß Gottes Geist nicht den Menschen durchdringt und erfüllt, wenn er sich nicht in seiner Kraft offenbart. Gottes Geist ist zwar überall und wirkt überall wo Schöpfung ist; aber die Schöpfung des neuen Menschen kann nicht ohne die Einwilligung des Menschen zu Stande kommen, und weil diese Einwilligung so selten zu Stande kommt, stoßen wir auch gewöhnlich nur auf natürliche Menschen, und nicht auf geistige, oder geistliche, wie die Apostel waren, ausgerüstet mit Gottes Geist und Kraft. Es ist auch ganz vergeblich daß Einer sich vornehme ein Heiliger zu werden um Wunder zu thun: denn Gott giebt wohl Leben und Odem allenthalben, aber seinen Geist giebt er nur Auserwählten, und Auserwählte sind die die reines Herzens sind; und die da reines Herzens sind, begehren nicht Gottes um der Wunderkräfte willen, sondern begehren Gott um Gottes willen. Wer Gott um eines

Dinges, um eines Besitzes willen begehrt, begehrt nicht Gott, sondern das Ding, den Besitz, und Gott bleibt ferne von ihm, demnach auch Gottes Geist. Und so ist eine strenge Scheidewand gezogen zwischen dem Heiligen und Unheiligen, und nie wird ein Unheiliger die Kraft und Wirkung Gottes in seinem Wesen und Leben erfahren, außer in dem Zurufe des Geistes, daß er sich bessere und abwende vom unheiligen Leben. Diejenigen aber sind am übelsten berathen, die in dem Wahne stehen als vermöchten sie selbst sich zu heiligen und so den Geist Gottes an sich zu ziehen; worauf sich denn wohl auch das Uebrige finden würde. Heiligen kann Niemand denn der Heilige selbst, dem sich rein und aufrichtig zu ergeben, und, wenn er ruft, zu folgen, das Höchste und Beste ist was der Mensch thun kann. Es wird einem Jeden gegeben nach seinen Werken.

X.

Das Geheimniß des Lebens.

Sind wir ein Tropfen in dem unendlichen Meere des Lebens, so muß auch die Alles erfüllende Gottheit das Geheimniß durch das sie lebt uns nicht verbergen wollen noch können. „Der Geist erforschet Alles, auch die Tiefen der Gottheit" heißt es in der Schrift; und so ist es kein Frevel, durch einen Blick in die Tiefen des eigenen Geistes, die der Gottheit zu erspähen. Gott will von uns erkannt seyn, und je mehr wir ihn kennen, desto mehr werden wir ihn lieben; je mehr wir Ihn begreifen, desto mehr werden wir Uns begreifen, desto klarer werden wir uns selbst werden; und es ist nur die vollständige Klarheit, welche vollständige Ruhe gewährt.

Fangen wir bey Uns an. Ein untrügliches Gefühl sagt uns, ob und wenn wir richtig leben oder nicht. Unser Leben gleicht der Uhr, bey der es nicht so wohl darauf ankommt ob sie geht, als vielmehr, ob sie richtig geht; und ein unrichtiges Leben ist eben so wenig werth als eine unrichtige Uhr. Es kommt demnach Alles darauf an daß wir uns richtig stellen; und ob dieß geschehen oder nicht, erfahren wir durch unser Lebensgefühl selbst. Doch eigentlich erfahren wir durch unser Lebensgefühl nur das Eine: daß wir richtig leben, richtig stehen und gehen, d. h. vom rechten Punkte aus die rechte Richtung nehmen. Wenn wir dieß thun, so erfahren wir das Leben, wie einen angenehmen Frühlingshauch, in seiner ganzen Anmuth und Lieblichkeit, in seinem Reichthum, seiner Fülle und Klarheit, wo nicht auf einmal, doch nach und nach. Doch giebt es auch Augenblicke, wo uns, recht gestellt und gerichtet, das Leben, wie ein Blitz in der Nacht, in seiner ganzen Herrlichkeit erleuchtet. Aber nur wenn wir recht gestellt und gerichtet sind. Sind wir das nicht, so haben wir kein Lebens- sondern nur ein Leidens-Gefühl, das sich immer mehr steigert je mehr wir in die falsche Richtung hinein gerathen, bis am Ende die Wellen der Verzweiflung, des höchsten Leidens, des Höllenleidens, über unserm Haupte zusammen schlagen, die

uns mit Vernichtung drohen, der wir nur entgehen können, wenn wir aufhören zu leiden. Aufhören zu leiden, heißt: anfangen thätig zu seyn. Anfangen thätig zu seyn heißt anfangen zu leben. Leben ist Thätigkeit; und jemehr sich der Kreis unserer Thätigkeit erweitet, desto mehr der unseres Lebens. Und hiemit ist das Geheimniß des Lebens, das der Gottheit selbst ausgesprochen. Gott ist das reine Leben, weil er die reine Thätigkeit ist. In ihm ist kein Leiden. Leiden ist Hölle, und in Gott ist blos der Himmel, die Seligkeit; Gott ist der Himmel, die Seligkeit selbst. Die Thätigkeit ist etwas Ursprüngliches; sie erzeugt sich selbst. Gott erzeugt sich von Ewigkeit selbst, er ist ewig schaffend und thätig, und darum ewig lebend, ewig selig. Unser Leben hat einen Anfang, und darum sind wir Geschöpfe Gottes, der den Anfang gemacht hat; und unser Leben kann ein Ende haben: das beweiset der Tod; aber es soll kein Ende haben: das beweiset die Fähigkeit des Anfangens, des Anhebens, die Schöpfernatur, die in uns gelegt ist. Wir wissen nicht wie weit wir uns mit dieser Fähigkeit aufschwingen können, denn wir haben es noch nicht versucht. Warum versuchen wir es nicht? Weil uns, schwach, blind und verwöhnt wie wir sind, das Leben zurückschreckt, weil wir den Tod lieben. Wir lieben den Tod weil wir träge

sind, und wir sind träge, weil wir die Thätigkeit, den Kraftaufschwung scheuen. Nicht Alle, und nicht Alle in gleichem Maße, — wir sehen es an den Heroen der Menschheit; — aber den vollen Kraftaufschwung giebt sich so leicht keiner. Jedem steht immer etwas entgegen wovor er zurückbebt, eine Last, die er wegzuwälzen nicht wagt. Hätten wir Augen, zu sehen, so würden wir kein Hinderniß fürchten und scheuen. Wir schaffen uns unsere Hindernisse selbst. Unsere Thorheiten, unsere Angewöhnungen, unsere Passivitäten sind unsere Hindernisse. Warum sind wir passiv? Wir brauchen uns kein Leiden gefallen zu lassen, wir haben die Kraft des Widerstandes, ja noch mehr: die Kraft des Ueberwindens in uns. Gott hat sie in uns gelegt, sie liegt, sie ruht in uns, wir dürfen sie nur erwecken, wir haben das Vermögen dazu in dem Vermögen des Anfangens, des Wollens, des freyen Beginnens der Thätigkeit. Die Thätigkeit ist die Grundkraft aus der wir hervorgehen, in der wir ruhen, in der wir sind. Wir sind nicht und nichts ohne die Thätigkeit; in ihr erwachen wir zum Leben, in ihr, und in ihr allein leben wir, ausser ihr gehen wir unter, wir versinken im Leiden, dem Gegentheil der Thätigkeit, dem Gegentheil des Lebens. Die Erfahrung des Leidens steht der Erfahrung des Lebens entgegen, und darum haben so Wenige

einen Begriff vom Leben weil sie nur das Leiden kennen und dieses mit dem Leben verwechseln. Sie hassen das Leben weil sie zu leben meinen indem sie leiden; und wer sollte das Leiden nicht hassen? Thut dem Leben kein Unrecht, lernt es kennen, und ihr werdet es lieben. Ja, das Leben ist die schöne, freundliche Gewohnheit, nicht des Daseyns und Wirkens, sondern des Wirkens und Daseyns. Gott wirkt, Gott schafft, darum ist er; er ist in seinem Schaffen und durch sein Schaffen. Würde er aufhören zu schaffen, so würde er aufhören zu seyn. Also auch wir. Wir verzehren unser Daseyn im Leiden, wir mehren es im Thun. Das Leben wächst mit der Thätigkeit in unendlicher Progression. Wir können nicht übersehen wie weit wir es im Leben, in der Entwickelung, in der Gestaltung, in der Vollendung des Lebens, in der Erfahrung aller seiner Herrlichkeit bringen können, wenn wir uns aus dem Leiden zum Thun erheben und uns von Thätigkeit zu Thätigkeit steigern. Die Kraft erzeugt sich selbst. Aus welchem Stoffe? Aus Nichts, d. h. aus der Ruhe; denn das Nichts, das Nicht-Seyn, kann blos das Gegentheil des Seyns seyn, das Seyn aber ist die Thätigkeit, folglich ist das Nichts oder das Nicht-Seyn die Ruhe. Wäre keine Welt, wäre kein Gott, so würde blos die Idee der Ruhe denkbar seyn:

da wir aber eine Schöpfung als Offenbarung einer bildenden Schöpferthätigkeit anzuerkennen uns nicht weigern dürfen, so folgt daß aus der Ruhe selbst sich die Thätigkeit erzeugen, daß in der Ruhe selbst die Nothwendigkeit der Thätigkeit liegen, aus ihr der Quell des Lebens entspringen müsse, wie wir Beyspielsweise sehen daß im Schlafe und durch den Schlaf sich die Kraft des Wachens erzeugt. Wir können die Wunderkraft der Wiederbelebung unseres Wesens durch den Schlaf, den reinen Zurückgang zur Ruhe, den wir täglich erfahren, nicht anders erklären, als indem wir darinne eine tägliche Erneuerung oder Ergänzung, d. h. eine neue Schöpfung unserer Grundkraft anerkennen. Und indem wir dieß thun, wird uns klar wie die Urkraft, Gott, ewig aus ewiger Ruhe entsteht und darum nie entsteht, sondern ewig ist, weil jeder Moment der Ruhe, oder vielmehr weil die ewige Ruhe, zugleich und mit Einem Schlag der Grund der ewigen Thätigkeit ist. Wäre diese Ruhe nicht ewig sondern zeitlich wie unser Schlaf, so würde auch das Wachen Gottes zeitlich seyn; so aber „schläft und schlummert er nicht, und bey ihm ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß", weil ewige Ruhe nothwendig die Grundlage ewiger Thätigkeit ist. Dieß ist auch das Geheimniß des als Grundkraft des Universums von Einigen angenommenen allge-

meinen Welt-Magnetismus. Von der physikalischen Seite nehmlich betrachtet ist es nicht zu leugnen, daß die Wurzel der Kräfte die das Universum erzeugen und tragen, die magnetische ist. Sie, die reine physikalische Identität äussert sich blos, durch innere Nothwendigkeit getrieben, polarisch, electrisch: und so geht aus innerlich verborgener Kraft das Licht mit allen seinen Verhältnissen gegen diese Kraft, mit allen seinen Schöpfungen, Gestaltungen, Erscheinungen hervor. Alles wird aus Nichts, aus der Ruhe, aus der verborgenen Kraft geschaffen. *) Aber darum hat auch die physika-

*) Hier findet die scheinbare Absurdität einiger Philosophen, die da sagen: Gott sey seinem Grunde, seinem Wesen nach, = Zero, = Nichts, ihre Erklärung. Wenn der Grund, das Innere der Gottheit, die Ruhe ist, hat dieß seine völlige Richtigkeit. Nur dürfen wir nicht bey dieser Ruhe, isolirt, als einem Nichts-Begriffe stehen bleiben, sondern müssen zugleich den nothwendig gegenüberstehenden Begriff der ewigen, schrankenlosen, Thätigkeit, also des höchsten Lebens, festhalten; worauf wir aber auch ganz befriediget werden: denn so ist das ewig-nothwendige, und nothwendig-ewige Daseyn Gottes verbürgt, und wir bleiben nicht in der peinlichen Spannung des unbefriedigenden Fichtischen Grundsatzes, daß Gott sey weil er sey; indem bey dem höchsten Grunde nicht nach einem Grunde gefragt werden dürfe. Wir fragen doch danach, denn die Frage liegt einmal in uns; wir wollen und können nicht eher ruhen, als bis wir den letzten Grunb wissen: und Fichte's Grund ist blos ein Zurückweisen des Grundes. Sind wir aber eigentlich bis an die Ruhe geführt und so zur Ruhe verwiesen, so sind wir auch ruhig, und selig in dieser Ruhe: denn wir wissen: jeder Schlaf bedingt ein Erwachen. Nicht, wir wiederholen es, folgern wir hieraus, daß Gott je schliefe, oder geschlafen hätte, sondern nur daß in ihm die höchste Thätigkeit auf die tiefste Ruhe gegründet, mit ihr ewig unzertrennlich verbunden ist. Weshalb das Daseyn Gottes in unerschütterlich festen Angeln steht. Auch bey dem Menschen ist die reine Thätigkeit nur auf reine Ruhe gegründet. Wir können nicht rein thätig seyn wenn wir nicht rein ruhig sind: denn eine unruhige Thätigkeit ist leiden-

lische Betrachtungs-Seite der Welt keinen Grund in sich selbst: denn sie muß zur Kraft zurück; die Kraft aber ist Gott selbst, auch nach dem Ausdruck der heiligen Schrift, z. B. „sitzend (der Sohn, die ewige Weisheit) zur Rechten der Kraft.“ Wodurch denn die Welt unmittelbar zur Schöpfung, zur That und Wirkung des Schöpfers erhoben wird: eine Ansicht, bey welcher allein wir letzte Befriedigung finden. Doch dieß Alles hier nur nebenbey, als nothwendige Folge unserer Betrachtungsweise des Lebens, dessen mannichfaltiges Geheimniß aus unserem eigenen Wesen, das ja seines Wesens ist, wir mit unsern schwachen Kräften einigermaßen zu enthüllen bemüht sind. Wir fassen das Gefundene nochmals in kurzen Worten zusammen. Leben ist Thätigkeit, nicht Leiden; Leiden ist Verzehrung des Lebens; die Passivität ist die Hölle. Der Himmel — das Himmelreich, das seinem Keim, seiner Anlage nach in uns ist, erschließt sich blos der reinen Thätigkeit, die aus sich selbst, sich selbst wiederholend, immer gestärkter und vollendeter hervorgeht. Die Kraft erzeugt sich selbst, nothwendig, aus der Ruhe in welcher sie verborgen lag. Die Kraft bedarf

---

schaftliche Bewegung, Ruhe in der Thätigkeit aber ist die Mutter der Besonnenheit, des klaren, bewußten Handelns. Daher auch in Gott das höchste Licht, die reine Intelligenz von Ewigkeit ist.

blos der Ruhe, um zu erscheinen; Leiden aber ist Unruhe, welche die Entwicklung der Kraft zurückdrängt, hemmt, unmöglich macht. Dieß lehrt die tägliche Erfahrung. Je unruhiger wir sind, desto unkräftiger, unklarer, gebundener, unseliger. Umgekehrt, je mehr wir in Ruhe sind, oder vielmehr nur bey reiner Ruhe unseres Wesens — die heiligen Schriften nennen diesen Zustand den Glauben, weil dieser Zustand nur durch das Vertrauen, die Zuversicht auf Gott in uns hervorgerufen wird — also, nur im rein ruhigen Zustande unsers Wesens steigt die Kraft aus ihren Tiefen empor, nicht zu ermessen in ihrer Zunahme, nicht zu übersehen in ihren Wirkungen; daher auch die heiligen Schriften im Glauben die Kraft der Wunder aufstellen. „Der Glaube ist eine Gotteskraft"; darum vermag er auch Berge zu versetzen, d. h. die größten Schwierigkeiten aus dem Wege zu heben. Und hier wendet sich unsere Betrachtung des Lebens-Geheimnisses. Nehmlich so gewiß das Leben nur in Thätigkeit besteht und diese die ganze Fülle, den ganzen Reichthum des Lebens aus sich entwickelt, (denn nur der Thätige fühlt sich stark, frey, klar und selig): so gewiß entquillt die reine Thätigkeit nur der reinen Ruhe, und diese wurzelt nur im Glauben fest, oder vielmehr sie ist selbst der Glaube, das Vertrauen, die Zuversicht auf Gott.

Der Glaube ist das Band, das den Menschen an die Gottheit bindet, nicht als eherne, starre Kette, sondern als lebendiges Lebens-Mittelglied, wie dasjenige, wodurch das Kind im Mutterleibe an die Mutter gebunden ist, und durch welches es ernährt, gebildet, belebt wird. Wie Gott aus sich selbst, aus der ewigen, Kraft-schwangern Ruhe, so schöpfen wir, seine Geschöpfe, durch den Glauben an ihn sein eigenes Lebens-Element, die reine Ruhe, und aus ihr die göttliche Kraft, die reine Thätigkeit, das reine Leben, und mit und in diesem die reine Seligkeit. Darum heißt es in der Schrift: „der Glaube macht selig.“ Und so offenbart sich in diesen Worten ein neues Lebens-Geheimniß. Aber bey weitem noch nicht das letzte: denn im Glauben liegt eine unendliche Fülle verschlossener Kräfte verborgen. Der Glaube ist die Quelle der Kraft, des Lichts, und der Liebe. Eines erzeugt das Andere, Eines keimt aus dem Andern hervor, und zugleich ist keines ohne das Andere. Der Glaube ist schon selbst die Liebe: er ist die gleichsam noch schlummernde, mit sich selbst unbekannte Liebe; denn wie könnten wir an Gott glauben ohne durch einen geheimen Zug der Liebe zu ihm gezogen zu werden. Ist doch die Liebe von jeher ein Band genannt worden; und was ist der Glaube anders als

das Band zwischen uns und der Gottheit? Im Glauben wohnt das Licht verborgen und geht aus ihm offenbar hervor. Der Glaube ist nicht das Licht, aber er trägt das Licht. Wie in der äussern, leiblichen Natur das Licht, die Electricität aus der stillen magnetischen Ruhe hervortritt, die den Keim der Polarität in sich trägt, obwohl noch in Einheit der Kraft gebunden und zusammengehalten: so trägt in der innern, geistigen Natur der Glaube, der geistig-magnetische Zustand, in seiner stillen Dunkelheit die Bedingungen des geistigen Erkennens in sich, und die Quelle des Lichts ist die Nacht, wie die Quelle der Thätigkeit die Ruhe. „Welche Widersprüche!" kann man ausrufen; und doch nur Geheimnisse, wie sie die Natur selbst ausser uns täglich offenbart. Der Blitz bricht aus dem Schoos der dunkeln Wolke hervor, und der Lichtfunke aus dem Schoos des dunkeln Metalls. Nichts ist nöthig damit dieß geschehe, als Reibung, d. h. die genaueste Berührung. Und diese, was ist sie anders als die genaueste Vereinigung, Verbindung, Einigung? Und was ist der Glaube anders als Einigung, Einheit, und folglich Ruhe? Demnach ist der Moment der Ruhe, der Moment des magnetischen Eins-seyns, man könnte ihn den Moment der Liebe nennen, auch der Zeugungs-Act des Lichts, physisch und geistig; und darum wird

aus dem Glauben nothwendig Licht und Erkenntniß erzeugt; und es wird mit Recht in den heiligen Schriften und in den Reden erleuchteter Männer von einem Lichte des Glaubens gesprochen. Das göttliche Wesen ist Licht und Liebe, wie es Kraft ist, und der Glaube führt zu allen, bringt sie alle hervor, offenbart sie alle für den Menschen dem der Glaube zu Theil ward. Wie aber dem Menschen der Glaube zu Theil wird, ist ein neues Lebens-Geheimniß, und leicht das größte, weil es das erste aller Geheimnisse ist, das uns entgegen tritt. Ist dieses offenbart, so ist der Schlüssel zu allen übrigen gefunden. Denn wie der Mensch Alles hat, wenn er den Glauben hat, so hat er auch den Aufschluß aller Lebensgeheimnisse, oder vielmehr des vollen Lebensgeheimnisses gefunden, wenn er weiß wie der Glaube in den Menschen kommt. Er gleicht dann dem Schatzgräber des Mährchens, der, im Besitze der Springwurzel, aller Schätze mächtig ist; nur daß hier nicht von einem Mährchen, sondern von der höchsten, reinsten Wahrheit geredet wird. Mich dünkt aber, der Mensch gelange zum Glauben, wie er zum Schlafe gelangt: bewußtlos. Der Glaube nehmlich ist eine Ruhe, wie der Schlaf, nur von ganz anderer Art: er ist eine Ruhe in Gott. Aber die Art wie wir zum Glauben gelangen ist derjenigen sehr ähnlich, wodurch uns der

Schlaf zu Theil wird. Wenn wir nach den Arbeiten, Sorgen und Mühen des Tages den Schlaf suchen, wird er uns so lange fliehen, als wir noch an uns denken, uns noch mit uns selbst beschäftigen. In dem Augenblicke wo wir ihn zu erhaschen meinen, wird er uns entschlüpfen, und wir werden statt seiner nur uns selbst wieder im vollen Wachen erfassen. Der Schlaf besucht und erquickt uns nur wenn wir nicht mehr an uns selbst denken. Unvermerkt, bewußtlos für uns, schwebt er auf uns nieder, und entfesselt, unter dem letzten, freyen Spiel unserer Tages-Gedanken, die ermatteten Sinne, und mit ihnen den an die Sinnenwelt gebundenen Geist, das an der Sinnenwelt haftende Herz. Auf ähnliche Weise wird der Mensch aus derselben Welt der Sorgen und Bestrebungen, des Fürchtens und des Begehrens, des Zweifelns und Bedenkens und aller damit verknüpften Unruhen, unvermerkt, und ohne zu wissen wie ihm geschieht, herausgeführt wenn er von sich ab und auf Gott blickt. Er darf sich nur nach dem mannichfaltig geoffenbarten Gott sehnen, und Gott und sein Reich des Lichts ist da. Und auch zu diesem Sehnen bedarf er keiner Anstrengung: es kommt von selbst, es ist immer vorhanden: denn wir sehnen uns ja eben immer nach dem Besseren. Nun das Bessere ist ein wirklicher Gegenstand: es ist Gott,

der Quell alles Guten, alles Lebens, aller Güter des Lebens, aller Fülle der Seligkeit. Und dieser naht uns, und geht in uns ein, und durchdringt und erfüllt uns, und nimmt als hohe Einheit und Ganzheit den Platz der vorigen Weltverirrung und des zerrissenen, zerstückelten Wesens in uns ein, und bringt, mit Einem Worte, alles Unebene ins Gleiche, wie der Schlaf; nur nicht durch Aufhebung der Empfindung und des Denkens und Handelns wie der uns überschattende traumlose Schlaf, sondern durch Erhebung unseres Wesens in ein neues Lebens-Element: des Lichts, das alles Dunkle ins Klare stellt, der Liebe, die alles Getrennte einiget, und der Kraft, die alle Schwächen und Mängel unseres Wesens besiegt, und alle Hindernisse des gedeihlichen Handelns beseitiget. Wir können in jedem Augenblicke in dieses Reich des Lichts, der Kraft, und der Liebe eintreten, wenn wir uns, gequält oder getäuscht oder entzweyt durch die Welt, in Sehnsucht nach dem Besseren, der Einwirkung des Guten, der Wahrheit, hingeben, die wie eine unsichtbare Sonne, nur dem zu ihr gewendeten Auge des Geistes zugänglich, uns immerfort umstrahlt, ungetrübt durch irdische Nebel und Wolken, und mit ihrer Kraft, Klarheit und Wärme das Leben, das in ihrem Tage lebt, erfüllend. Aber das Fahrenlassen, das Vergessen un-

seres Selbst ist die unerlaßliche Bedingung um zu diesem schönen Tage zu erwachen. Wie wir, körperlich ermüdet, nur durch das nicht an uns Denken, durch ein Zusammenfließen mit der Aussenwelt, zur vollkommenen Ruhe des Leibes, zum Schlafe, gelangen, der uns dem Traume entgegen führt, so gelangen wir, geistig ermüdet von allem was uns ängstiget und quält, nur durch das nicht an uns Denken, durch Hingebung an das Waltende zur vollkommenen Ruhe des Geistes, zum Glauben, der ein Erwachen zur Wahrheit ist. Und dieß ist das erste und größte Geheimniß des Lebens, in welches eingeweiht wir alle andere Geheimnisse desselben begreifen. Der Glaube erhebt uns in eine neue, höhere Sphäre des Lebens, das Leben erscheint uns, wenn wir im Glauben sind, auf einer neuen Seite, oder vielmehr wir begreifen nun das Leben von allen Seiten, wir erblicken die Welt gleichsam durch ein neues Medium, ein neues Organ. Es ist ein Tageslicht das uns umleuchtet, aber nicht das Licht des beschränkten, irdischen Tages, der uns die höheren Welten, die funkelnden, sich in ungemessenen Bahnen bewegenden Gestirne verbirgt, sondern das Licht der ewigen Wahrheit, in welchem wir alle endliche Wahrheit in ihrer Dürftigkeit und Unzulänglichkeit erkennen. Wir erkennen nun das Stückwerk des menschlichen

Alltag'slebens mit seinen verkehrten oder vergeblichen Bemühungen und Bestrebungen, mit seinen selbstgeschaffenen Leiden, mit seinen Grund- und Boden-losen Stützen, mit seinen Täuschungen im Hochhalten des Geringen und Verachten des Höchsten. Wir schreiten leicht und frey über alle Kleinlichkeiten des irdisch-beschränkten Lebens hinweg, unser Ziel erweitert sich in unendliche Ferne, und rückt uns dennoch so nah, daß wir es jeden Augenblick erfassen können, und indem wir es erfassen, volle Genüge haben, zu welcher der beschränkt und irdisch Strebende niemals gelangt. Wir werden Schritt vor Schritt mehr in die Geheimnisse des reinen Lebens eingeweiht, und finden in jeder wachsenden Erkenntniß neue Befriedigung, neues Entzücken. Wir erkennen daß wir zu immer steigendem Leben geschaffen sind, und daß die Leiter, auf welcher wir aufsteigen, kein Ende hat, daß aber jede Sprosse Vollendung für uns ist und zu höherer Vollendung führt. Wir begnügen uns mit dem was wir haben, denn es ist ja die Fülle, aber wir erhalten jeden Augenblick mehr: denn Gottes Reichthum ist unerschöpflich. Dieß sehen wir, dieß empfinden wir, dieß ahnen wir mit einer Gewißheit, einer Lebendigkeit, einer Klarheit, die an sich selbst schon die höchste Seligkeit ist. Und in dieses Element der reinsten Ueberzeugung, des reinsten Genusses, des reinsten Seyns und Lebens führt uns der Glaube; oder vielmehr er ist dieses Element selbst, er ist der Anfang und das Ende aller Vollkommenheit, und würdig als das erste und höchste Geheimniß des Lebens, zu dem wir berufen sind, gepriesen zu werden.

Poetischer Theil.

Erste Abtheilung.

Religiöse Poesie.

I.

Der Heiland.

In Bildern, nach der heil. Schrift.

Dem Heiland.

Du, in Welchem ich Ruh' und Frieden gefunden und Wahrheit,
Du, des Lichts und der Kraft klarer, lebendiger Born,
Christus, ewige Lieb' und ewig beglückende Weisheit,
welche der menschliche Witz kindisch und frevelnd verhöhnt;
Du, der allein uns Leben gebracht und himmlische Freyheit,
der Du dem Tode die Macht, der Du der Hölle den Sieg

göttlich-kämpfend entrissen, in Kraft des heiligen Geistes;
der Du den Glauben uns schufst: liebendes, sich'res Vertrau'n;
der Du verheißen zu wohnen in uns mit dem Vater, den Geist uns
nieder zu senden, der Dich göttlich erfüllt und beseelt,
heiliger Wahrheit Geist, und der Kraft, und des Lichts, und der Liebe:
stehe dem Werk auch bey, das Dir ein kindliches Herz,
Dir ein zerschlagenes bringt und ein sehnlich-liebendes, das Dich
immer gesucht, oft fand, ach und wie oft Dich verließ!
Geuß die belebende Kraft, die entzückende, göttlicher Wahrheit,
welche das Herz mir ergriff, las ich die heilige Schrift,
geuß den unendlichen Reiz und die Schönheit heiliger Einfalt
über die Bilder, die fromm, Dich nur im Auge, wie einst
Dich die geweih'ten Apostel geschaut, mein zitternder Griffel

nachzubilden gewagt, treues Gemüthes und Sinn's.
Dich, mein göttlicher Herr und Heiland: wie Du gebohren,
wie Du gelebt und gewirkt, wie Du gestorben am Kreuz,
wie Du erstanden vom Tod, Du Erstling ewiges Lebens,
wagte die schüchterne Hand nachzugestalten im Bild.
Klein ist das Werk und gering, vom irdischen Schüler gebildet;
aber, beseelt es der Geist welcher die Deinen belebt:
ist's nicht mein Werk mehr; es strahlt in heiliger Anmuth:
senkst Du, göttliches Licht, himmlische Strahlen hinein.

I.

Geburt und Kindheit.

1.

Verkündigung.

Einsam sitzt, jungfräulichen Sinn's, holdseligen Anblicks,
Sabbat-Still' um sie her, fromm die Maria daheim.
Sieh, da erfüllt hellblendender Glanz die veralteten Mauern:
Lichtausstrahlend erscheint himmlisches Engels Gestalt.
Schauend die Himmels-Gestalt aufschrickt und bebt die Maria:
aber der Engel begrüßt Mutter sie göttlichen Sohn's.
Nieder das Auge gesenkt und die Hände gefaltet zur Andacht
hört sie vertrauend das Wort, faßt es ins kindliche Herz.

„Möge gescheh'n mir, wie du gesagt." So spricht sie
in Demuth;
und es verschwindet der Glanz wie in das Dunkel
der Blitz.
Aber geweiht ist der Ort und geheiligt die niedrige
Wohnung
wo sich der Himmel erschloß, wo die Verheißung
erschien.

2.

Frauen-Gruß.

Siehe, der Wand'rerin Fuß, in den Tagen nach hoher
Verheißung,
wandelt den einsamen Pfad durch das Gebirge dahin.
Engel begleiten, erschau't nicht dem Blick, doch dem
Herzen der Jungfrau
nah, die Erwählte, zum Haus, welches die Freun-
din verbirgt.
Auch Dir, Elisabeth ward die Verheißung mächtigen
Sohnes,
göttlich bestimmt dem Herrn breit zu bereiten die
Bahn.
Eilig die Stiegen herab, der Maria entgegen, bewegt sich

grüssend die Freundin, entzückt daß die Geweihte
sich naht.
„Sey willkommen, o Mutter des Herrn, ausruft sie
begeistert,
Heil Dir, die Du geglaubt was uns der Engel ver-
hieß.
Auch an mir erfüllet der Herr, was der Bothe ver-
kündet:
freudig bewegt dein Gruß was mir im Innersten
lebt.“
Ihr die Maria: „der Herr demüthiget Stolze, die
Demuth
hebt er empor, es sey ewig gepriesen der Herr.“
Also begrüßen sie sich, die geweih'ten, beseligten Frauen.
Schönerer Gruß ist nie sterblichen Lippen entflohn.

3.

Die Krippe.

Nacht ist's. Bethlehem liegt, das verachtete, schwei-
gend im Dunkel.
Wanderer nahen sich ihm: mit der Maria der Mann
Joseph, fromm, der Behüter des heiligsten Schatzes.
Doch Raum giebt,

nächtlich, das wirthliche Haus nicht dem ermüdeten Paar.
Viele der Fremden herbey zu der Schatzung eilten sie zeitig;
für das geheiligte Paar bleibt nur ein dürftiges Dach,
welches die Krippe bedeckt und das Lager der Heerde, die weidend
jetzt im Felde verweilt. Hier ist, Maria, der Ort
wo Du das Höchste der Welt und das heiligste Wunder der Zeiten
schauen wirst, das still unter dem Herzen Du trugst.
Tief in der Stille der Nacht enthüllt sich das hohe Geheimniß,
und die Geweih'te genes't, betend, des göttlichen Sohns.
Glanz ausstrahlend erfüllt er den Raum, der Gebohr'ne, mit ew'gem
himmlischem Licht; doch nur, dürftig in Windeln gehüllt,
fasset die Krippe das göttliche Kind; und erhabene Demuth,
ehe der Mund noch lallt, lehrt der Erlöser der Welt.

4.

Die Hirten im Felde.

Nacht hüllt Bethlehems Flur in den Schleyer der schweigenden Dämm'rung;
heiter strahlet das Heer funkelnder Sterne herab;
mild her wehet die Luft balsamische Düfte; die Palmen
flüstern leise der Nacht süße Geheimnisse zu.
Hirten, gelagert im Kreis, sie bewachen die weidenden Heerden,
und die vertrauliche Nacht lockt zu vertrautem Gespräch.
Manches prophetische Wort des Trosts, der heitern Erwartung
rufen die Greise zurück, Jüng're, sie merken darauf.
Plötzlich umstrahlt sie ein Glanz, und es tritt in das weichende Dunkel
leuchtend ein Bothe des Herrn: „Hirten, o fürchtet euch nicht
Freude verkünd' ich, Freude den Völkern, Friede dem Erdkreis:
Der, auf welchen ihr harrt, heute begrüßt' er das Licht.
Merket zum Zeichen das Wort: er ruht in niedriger Krippe;

Bethlehem birget den Hort, welchen der Herr euch verhieß."
Spricht's, und der Himmel erfüllt sich mit Glanz, und Schaaren der Engel
strömen hervor, es ertönt himmlischer Chöre Gesang.
Aber es fesselt der Schreck die Geblendeten, bis zu den Himmeln
Glanz rückkehrt und Gesang, Dunkel und Stille zur Flur.
Jetzt, einmüthigen Sinns, der Heerden vergessend, enteilen
Alle der Flur, in der Stadt mächtiges Wunder zu schaun,
Mächtiges Wunder dem Volk, dem schlummernden, laut zu verkünden:
wie der erhab'nen Geburt himmlischer Jubel ertönt.

5.

Der Hirten Anbetung.

Laut von der Jauchzenden Ruf ertönet der Ort, und es strömet
hin zu dem gastlichen Haus, hin zu der Krippe die Schaar.

Wie es der Engel gesagt, so erschau'n in der Krippe das Kind sie
Windeln-verhüllt, doch es strahlt himmlischen Glanz die Gestalt.
So strahlt, niederm Gesteine vertraut, der köstliche Demant,
rein, durchsichtig und hell Glanz des erfreulichen Lichts.
Staunen erfüllt die Gemüther, es falten der Schweigenden Hände,
beugen der zitternden Knie still sich zum reinen Gebet.
Stumm-anbetend umringt der Kreis die geheiligte Stätte,
Rings um drängt sich das Volk, Männer und Frauen, herbey.
Alle vernehmen das Wort und das Wunder, und Alle vereinigt
preisen Gott, ihn lobt dankend der Hirten Gebet.
Händegefaltet blickt der Beschützer des Kindes, Joseph
auf zum Himmel, verklärt neigt sich Maria zum Kind.

6.

Der Weisen Anbetung.

Wie des Höchsten Geburt in den Höhen der Himmel gefeyert,
himmlischer Jubel erscholl weltenbeglückender Nacht:
also zollet die Erde nun auch ihr Opfer dem Heiland:
irdische Könige nahn, beugen dem Höchsten die Knie.
Sicher geleitet vom Stern des Erschienenen, nahen die Weisen,
fernher, göttliches Licht hellte den dämmernden Sinn.
Siehe, sie nahn, und erblicken die Mutter, finden das Kindlein:
tief zur Erde gebeugt neigen vor beyden sie sich.
Andachtsvoll aufthun sie den Schatz, die verehrenden Kön'ge,
Weihrauch, Myrrhen und Gold bringen dem Kinde sie dar.
Still=demüthig verneigt sich die hochbenedeihte Maria,
haltend im Arme das Kind, haltend im Arme den Gott.

7.

Simeon und Hanna.

Auch der prophetische Mund preis't laut das Wunder der Zeiten,
auch der Tempel ertönt von dem erschienenen Heil.
Reines Opfer bringt in Jerusalems Tempel Maria:
Turteltauben ein Paar, Zeichen der Lieb' und des Glücks.
Sieh, da erscheint im Tempel ein Mann, Gott fürchtend und rein-fromm,
heiligen Geistes voll, Simeon, betend, der Greis.
Auf nimmt fromm er das Kind in den Arm, und spricht in Begeist'rung:
„Herr nun scheid' ich in Ruh', da ich den Heiland erblickt,
ihn, den gewaltigen Sohn, der Wahrheit Zeugen und Opfer:
denn ein schneidendes Schwerd dringt Dir, o Mutter ins Herz.
Also muß es geschehn, zu enthüllen das Dunkel der Herzen
und die Gedanken der Welt." So des Begeisterten Wort.

„Jetzt ist erschienen das Heil“ ruft laut die greise Prophetin
Hanna, zur Seite dem Greis, göttlich=begeistet wie er.
Staunen erfüllt die Maria. Gestärkt rückkehret sie freudig
zur Gott=heiligen, nur Menschen=verachteten Stadt.

8.

Die Flucht.

Aber der Engel des Herrn erscheint im Traume dem Joseph:
„Flieh nach Aegypten: es dräut mörd'risch dem Kinde der Feind.“
Aufsteht Joseph tief in der Nacht und weckt die Mariam.
Diese, gehorchend dem Wort, folget dem Gatten und Herrn.
Liebend beugt sie herab sich zum Lager des heiligen Kindes:
leis' auf nimmt sie das Kind, hüllt es ins weite Gewand.
Sanft fortschlummernd im himmlischen Traum von seliger Liebe

ruht das Jesuskind ihr, der Geweihten, im Arm.
Tief in dem Dunkel der Nacht, und im Wald, und im schaurigen Felsthal
ziehn, von Engeln umglänzt, ruhig die Wand'rer dahin.
Leichtauftretend im sicheren Schritt fortschreitet die Eſlin
tragend die theuere Last, Mutter und heiliges Kind.
Nicht blickt vorwärts, scheu, oder rückwärts je die Maria:
heiligen Glaubens voll blickt sie zum himmlischen Kind.
Sinnend schreitet voraus am Stabe der wackere Joseph
los' in der Hand den Zaum treuen, gewilligen Thiers.
Also wandern sie Nächte hindurch und heitere Tage;
wo in der Oede sie ruhn: Engel bereiten den Tisch.
Unter den Palmen ruht das Paar mit dem heiligen Kinde,
aufgehäuft umher Datteln und Früchte des Strauchs.
Reichlich sprudelt der Quell aus nah herstarrendem Felsen;
mühlos findet umher reichliche Weide das Thier.
Endlich umfängt die Ermüdeten Schlummer, reich sie erquickend:

Engels-Gesichte nur glänzen dem träumenden Blick.
Früh dann, heiter erwacht, nach Gebet zieh'n weiter die Wand'rer,
bis das befohlene Ziel, bis sie Aegypten erreicht.

9.

Rückkehr.

Wieder erscheint im Traum hellstrahlend der Engel dem Joseph
als in Aegypten er still ruhige Tage verlebt:
„Hin ist genommen der Feind. Auf! wandle zurück mit den Deinen!"
raunet der himmlische Mund heiter dem Träumenden zu.
Aus nun wandern sie wieder, die Flüchtlinge, hin zu der Heimat,
wieder von Engeln umschwebt, wieder von Engeln geschützt.
Wieder führt das geduldige Thier vorschreitend Joseph;
wieder, in Liebe versenkt, hält die Maria das Kind,
ein in den Mantel gehüllt, in den schützenden, weiten, es bergend
so vor sonniger Glut, so vor der nächtlichen Luft.

Engel schauen mit Lust die Geweih'ten. Es eilet der Vater
schon im Geiste voraus zu den Gefreundten des Orts.
Schon sie begrüssend und wieder begrüßt steht froh in der Mitt' er
Aller, erzählend den Ruf hin in die Fern' und zurück;
Deutlich beschreibend die Sitt' und die Art ägyptischer Menschen,
und wie der Himmel da glänzt, und wie die Erde gebiehrt;
Doch vor Allem, wie mächtig der Herr sie geführt und erhalten,
nimmer besorgt für den Tag, nimmer besorgt für die Nacht. —
Aber es bilden sich and're Gedanken der sinnenden Mutter,
nur im Blick zu dem Kind lebend, in ihm nur erquickt.
Wieder erblickt ihr beseligtes Aug' die geweiheten Mauern
im Nazarenischen Haus, wo die Verkündung geschah.

Wieder im Geist mit Elisabeth letzt sie sich, die da begeistert
ausrief: „Mutter des Herrn!“ — Wieder in Bethlehem jetzt
sieht sie die Hirten im Stall, und die Könige, und die Ergänzung
düsterer Mauern vom Strahl himmlischer Augen des Kind's.
Dieses, kräftig und schön, und dem Ruf schon horchend der Mutter,
ruht ihr im Arm, groß schau'nd; Keiner ergründet den Blick.
Aber es spielen um ihn, den Gesalbten, die Kinder des Himmels,
flatternd, ätherisch, umher, nur von der Mutter gewahrt.

10.

Der Knabe im Tempel.

Jetzt alljährlich hinauf gen Jerusalem ziehen die Eltern
hin zu dem Fest, wo das Volk alter Befreyung gedenkt.
Zwölf der Jahre nun zählt der erwartete, werdende Heiland

reich an Gnade bey Gott, und von den Menschen
geliebt.
Heut' auch zieht mit den Eltern er hin zu dem Feste
der Ostern.
Nach dem vollendeten Fest bleibt er im Tempel
zurück.
Sorglos ziehen den Pfad zu der Heimat Vater und
Mutter;
breit und bekannt ist der Pfad, groß ist der Menge
Gedräng.
Zwar wird Jesus vermißt; doch es folgen ja Viele der
Freunde,
später kommend; es führt sicher den Knaben ein
Freund:
lieben doch Alle das Kind und ergetzen sich schon an der
Rede
die aus lieblichem Mund weis' und verständig ergeht.
Doch vollbracht ist der Tag, nicht zeigt Er sich unter
der Menge.
Jetzt voll Sorge zurück kehren die Eltern zur Stadt.
Drey der Tage voll Angst nachforschen dem Sohn sie
vergeblich:
endlich am vierten erschau'n plötzlich im Tempel
sie ihn.

Hier sitzt sprechend der Knab' in der Lehrenden Mitte; verwundert
höret die Menge das Wort, staunet dem hohen Verstand.
Doch es entsetzen die Eltern sich schwer, den Knaben gewahrend,
nicht mehr Knab' izt: er scheint Lehrer der Lehrer zu seyn.
Aber es drückt die Mutter zu hart. „Mein Sohn, warum hast du
dieß uns gethan?" — ruft sie; — „schmerzlich, ach, suchten wir dich!"
Jesus aber: „Muß ich nicht seyn an der Stätte des Vaters?"
Doch sie versteh'n nicht das Wort. Willig begleitet er sie.

II.

Wunder-Leben.

Eingang.

Sagt, wer fasset sie auf, die unendliche Fülle des Lebens?
Sagt, wer fasset sie auf alle die Strahlen der Macht,
ausgegossen in göttlichem Licht und in göttlicher Liebe
tief in die sündige Welt, welche den Geber verschmäh't?
Leben, Gesundheit, Kraft, und das Wort vom Reiche der Himmel,
täglich spendet Er's aus, reich, dem bedürftigen Volk.
Nimmer ermüdet und nimmer erschöpft im unendlichen Reichthum
giebt Er: Tausende flehn, Tausende werden erhört.
Blickt zu dem Wirken ihr hin und des göttlichen Lebens Entfaltung,

beides in Geist und in Kraft, beides in Wort und
in That:
wohl, zur Stunde der Nacht, in das Heer hellfunkeln-
der Sterne
tief in dem reinen Azur, meint ihr erstaunet zu
schau'n:
denn es vermehrt, wie der Sterne Gewühl in unend-
licher Zahl sich,
tiefer und tiefer geschaut: so sich des Göttlichen
Glanz.
Alles ist Wunder an ihm, unbegreiflich, unübersehbar,
herrlich; nimmer erschöpft wird das Entzücken an
ihm.
Wie nun, dürftig, das Aug', in der Stern' unermeß-
licher Zahl, sich
einzelne sammelt im Bild, einzelne Bilder dann
faßt,
dürftig beschränkend das All: so faßt aus göttlichem
Leben
einzelne Strahlen der Blick irdisches Sehers sich auf.
Schüchtern berühr' ich die himmlischen Blüthen, zu
flechten zum Kranz sie:
heiligem Tempel des Herrn, reinen Gemüthern,
geweiht.

1.

Beruf.

Seht den Gereiften, Bewährten, erfüllt vom Geiste
des Vaters:
dort an Genesareths See redet er mächtig zum
Volk.
Hochgestaltet, erhabenes Haupts, das heilige Haar
wallt
strahlend die Schulter hinab, rein ist die Stirn und
der Blick
göttliches Auges, des weit hin schauenden, hell wie
die Sonne.
Röthe des kommenden Tags schwebt um den himm=
lischen Mund.
Gierig zu hören das Wort umströmt ihn drängend die
Menge
und es ermangelt der Raum. Sanft von den Flu=
then bespült

schaukeln sich Nachen im See, und es reinigen Fischer am Strande
emsig der Netze Geflecht. Einen der Nachen besteigt,
weichend, der Herr, und es weht vom See nun himmlische Rede,
herrlich, vom himmlischen Reich, welches den Armen sich naht.
Endlich, gelabt vom lebendigen Brod, entläßt er die Menge,
heißt den Fischern zur Höh fahren und werfen das Netz.
(Lieh'n sie den Nachen doch Ihm; und den kleinsten der Dienste belohnt Er.)
Und ein Bedenklicher spricht — Simon, er sprach nicht zuerst? —
„Brächte der Tag uns wohl, was nicht, sonst günstige, Nacht gab?
und die vergangene Nacht müh'ten wir All' uns umsonst!
Doch, es gescheh wie du sagst!" Und es drängt sich der Fang, und es reißt bald
Fische=belastet das Netz. Nachen, ihr andern, herbey!
Alle bemüh'n sich: es werden gefüllt und es sinken die Nachen

Nie ward Gleiches gesehn. Alle sind stumm und
erschreckt.
Doch zu den Füssen des Herrn sinkt Simon: „ach,
wie ertrag' ich,
Sünder, des Heiligen Näh?" doch der Erhabene
spricht:
„Menschen zu fah'n nun bist du bestimmt. Desgleichen
ihr Andern!"
Seht, und sie folgen alsbald, Alles verlassend, dem
Herrn.
Wie der Magnet das Eisen ergreift, das ergriffene
füllet
stark mit der eigenen Kraft: also die Seinen der
Herr.

2.

Die Hochzeit zu Cana.

Festlich geschmückt ist das Haus und festlich im Kreise
gelagert
beym hochzeitlichen Mahl freu'n sich die Gäste des
Tags.
Seht auch Jesum erblickt in der Schaar ihr fröhlicher
Menschen
und die Maria mit ihm; Heil'ges dem Ird'schen
gemischt.

Lauter und lauter ertönt das Gespräch und der Jubel der Gäste,
denn es erfreuet der Wein mächtig der Sterblichen Herz.
Doch nicht reich ist das Haus! an der seltenen Gabe gebricht's schon.
Schade! sie sind so vergnügt! Mutter Maria, sie sieht's
wie der geleerete Krug nicht mehr mit vollem ersetzt wird,
und es erbarmt sich ihr Herz. „Lieber! sie haben nicht Wein!"
raunt sie ins Ohr dem göttlichen Sohn, und es glänzet die Freude
schon der Gewährung im Blick dir, o du liebendes Herz.
Aber es weigert der Sohn sich streng. „Noch nicht ist die Zeit da
Wunder zu thun," ist das Wort welches die Mutter vernimmt.
Doch nicht wankt das Vertrau'n und die Hoffnung Dir, o Maria!
„Was er gebietet das thut!" flüstert den Dienern sie zu.

Nicht widersteht dem Glauben der Sohn. Dort standen der Krüge
sechs, von geräumigem Maß. Alle zu füllen gebeut
Nur mit Wasser der Herr, und dem Kellner zu bringen. Es kostet
Dieser, und köstlichen Wein schmeckt er, und flüstert dem Wirth
tadelnd ins Ohr warum er zuletzt dieß reiche, das nicht mehr
achten die Gäste, berauscht von dem gemeinen Getränk. —
Merke das Zeichen, o Freund! Nicht Trübsinn heischet der Heiland:
Fröhlichen hilft er so gern wie er den Traurigen hilft.
Doch dem Glauben allein gewährt er, was er erbitte.
Fest du zu Cana, du labst heute die Durstigen noch!

3.

Des Hauptmanns Knecht.

Glauben begehret der Herr und belohnt ihn. — Hingen Capernaum
wandelnd ereilet die Schaar Aeltester ihn von dem Volk.

Bittend verwenden sie sich für den Hauptmann römischer Knechte
welchem ein wack'rer Gesell tödlich erkrankt. Und der Herr
lenkt zum Hause den Schritt. Doch bittet ein Bothe vom Hauptmann:
„Nicht kehr' ein! nur ein Wort, und der Erkrankte genes't."
Drauf, schnell hemmend den Schritt, zum versammelten Volk der Gemeine
wendet der Herr sich und spricht: „Nimmer in Israel's Volk
fand ich den Glauben so stark." Rückkehrend findet der Bothe
plötzlich genesen den Knecht, welchen er tödlich verließ.

4.

Der Jüngling zu Nain.

Seht hier bringen die Träger den Sarg des erblichenen Jünglings.
Schön im offenen Sarg ruht die entseelte Gestalt.
Trauernd folget dem Zug die Menge. Sie liebten den Jüngling

Nain's freundlichsten Schmuck, ach, und den einzigen Sohn
seiner gebeugten Mutter, der Wittwe, der armen, verlaßnen —
Seht wie Jammer-erfüllt wankt dem Geschied'nen sie nach!
Aber es naht sich der Herr, der vorüberziehende, freundlich:
„Weine nicht!" spricht er, und winkt. Nieder zur Erde den Sarg
senken die Träger. Er tritt zum Verblichnen: „ich sage Dir, Jüngling,
richte Dich auf!" Und seht! in das entseelte Gebild
kehrt schnell Leben zurück. Tiefathmend öffnet die Augen
neu der Erweckte, die Hand regt sich, es regt sich der Fuß.
Auf nun richtet er sich, und es röthet die Wang' und der Mund sich.
Staunend blickt er umher, blickt zu der Mutter, und „Ach!
Mutter, ich lebe," ruft er ihr zu, und eilt in die Arm' ihr.
Preis und Jubel erschallt rings von der Menge dem Herrn.

5.
Unglaube.

Größer als Wissen und Kunst ist der Glaube; schwerer als beyde.
Auch das geprüfte Gemüth schwanket und zweifelt beschämt.
Als er das Volk, der Lehrer, belehrt, die Kranken geheilet,
und die unzählige Schaar wunder-erschaffend gespeist:
läßt er am Abend sie zieh'n, und die Jünger betreten ein Schifflein;
Jesus besteigt den Berg, betet, und stärkt sich die Kraft.
Jetzt, zur vierten Wache der Nacht, hin lenkt er die Schritte
zu den Geliebten im Schiff; aber es brauset der Sturm.
Hin zur Höhe des Meers ward hingeschleudert das Schifflein,
schwankend in wogender Fluth, die es erhebt und versenkt.
Ueber die Wellen hinweg zum Schiff hin schreitet Jesus.
Wie sie den Kommenden schaun, sträubt sich vor Schrecken das Haar.

Sinnen-beraubt aufschrey'n sie, im Wahn ein Gespenst zu gewahren:
aber der Herr: „Seyd getrost! ich bin es! fürchtet euch nicht!"
Petrus nun: „o, bist du es Selbst: so heiße mich kommen
zu Dir über das Meer! „ — Jesus, ermunternd: „so komm!"
Aus steigt Petrus und geht über Well' und Welle zu Jesus.
Aber von neuem erhebt, brausend, das Meer der Orkan.
Petrus erschrickt, und sinkt, und ruft: „o hilf mir, ach hilf mir!
Herr, ich sinke!" — Da reicht freundlich der Helfer die Hand:
„O, Kleingläubiger! — spricht er zu ihm: nicht zweifeln, ist Glaube!" —
Und sie betreten das Schiff; und es verstummt das Getös.

6.

Furcht.

Himmlische Worte des Heils am Ufer des Meeres, vom Schiff' aus,
hatt' er gesprochen dem Volk, welches sie lechzend ergriff.
Aber am Abend entläßt er die Schaar, und es führet das Schifflein
ihn und die Seinen, dahin, weiter, zur Lehr' und zur That.
Jetzt nun, ermüdet vom Tag, sanft schläft er im hintersten Raume,
wo sie ein Kissen gelegt. Sieh da erhebt sich ein Sturm.
Und es empören die Wellen sich wild, und dringen ins Schiff ein.
Angst und Entsetzen befällt mächtig die schüchterne Schaar.
Auf jach wecken sie ihn, und rufen: „o Meister, du fragst nicht
ob wir verderben?" — Und Er: „Schweig' und verstumme!" zum Meer.
Alsbald ruhet der Wind, und es treten die wüthenden Wellen

sanft hinwogend zurück; ruhig bewegt sich die See.
Aber es straft sie der Herr: „Wie seyd ihr, o Thörigte, furchtsam!
Glauben, noch habt ihr ihn nicht.“ — Zitternd umstehn sie den Herrn.

7.

Glaube.

Jesus entsteiget dem Schiff; da naht sich ängstlich Jairus,
beuget die Knie' und spricht: „Herr, ach errette mein Kind!
Kaum noch athmet sie auf! O, komm, und lege die Hand auf!
Wenn Du, Erretter, erscheinst: wieder gesund ist das Kind!“
Während sie wandeln zum Haus, schnell kommt des Jairus Gesinde:
„Herr, die Tochter ist todt, mühe den Meister nicht mehr!“
Aber der Herr das Wort: „Nicht fürchten, Jairus! Glauben!“
Also ins trauernde Haus tritt mit den Andern Er ein.

Laut wehklagen sie dort, trostlos, im trüben Gedränge:
aber er schilt sie. „Sie schläft" — spricht er. — Sie lachen dem Wort.
Jetzt nun Alle verscheucht Er und ruhig faßt an der Hand er,
Vater und Mutter des Kinds. Jünger, sie folgen zum Bett.
Und er ergreift die Hand der Entseelten. „Erhebe dich Mägdlein!"
Spricht's. Es erhebt sich das Kind munter und fröhlich=belebt.
Laut auf schallt das Gejauchz. Doch der Göttliche, Schweigen gebeut er,
und der Ermatteten läßt Speisen er reichen und Trank.

8.

Bekehrung.

Dort bey Jacob's Brunnen, der Vorzeit heil'gem Gedächtniß,
ruht vom Wandern des Tags Jesus am moosigen Rand.

Tief schon dämmert die Nacht: da kommt ein Samarisches Weib her
Wasser zu schöpfen. Es heischt labende Quelle der Herr.
Ihm, dem Juden, versagt die erbitterte Feindin des Volkes
schnöd des Getränkes Genuß. „Kenntest du mich, spricht der Herr,
wohl begehrtest du selbst von mir des lebendigen Wassers!“
Doch sie spottet. „Es hat nichts ja zum Schöpfen die Hand;
„tief ist der Brunnen, der einzige hier in geräumiger Gegend
uns von Jacob ererbt, der mit den Seinen ihn trank!“
„Wohl wär milder dein Mann!“ spricht Jesus. Aber es lacht nur
spottend das Weib. „Mir lebt nimmer ein Gatte daheim.“ —
„Wahrheit sagst du“ — ertönt nun zu ihr die Stimme des Fremdlings; —
„Fünf schon hast du gehabt, Gatt' ist der sechste dir nicht!“

Staunend erbebt das Weib: „Ich seh's, du bist ein Prophet, Herr!"
Weile! der Weisheit Wort künde dem sündigen Volk!"

9.

Vergebung.

Ein in das Haus und zum Mahl des Pharisäers begiebt sich
Jesus. Dem Heiligen naht schüchtern ein sündiges Weib.
Tief zu den Füssen des Herrn in Demuth beugt sie hinab sich
weinend; es strömet dem Aug' reichlich die Thräne herab
netzend die Füsse des Herrn. Das Weib, mit den Flechten des Haupthaar's
trocknet und küsst sie, und geußt köstliche Salben darauf.
Dieses ersehend der Wirth, spricht leis' er: „Wär er Prophet nun,
wüßt' er, welch ein Weib ihn, den Geprieſ'nen, berührt!"

Jesus ihm: „Nicht gedachtest des Bads Du, minder der Salben.
Diese, sie gab was sie hat. Viel hat die Schwache geliebt.
Wer viel liebt, vergeben ist viel ihm. Ziehe mit Frieden
Weib, von Sünden izt rein: sündige fürder nicht mehr!"

10.

Lazarus.

Viele der Seelen gewinnt sich der Herr. Sie lieben ihn treulich,
Hangen an ihm, und er weilt gern in der Redlichen Kreis.
Doch vor Allen erfreut ihn Lazarus, und die Geschwister:
Martha, Maria, sie sind nahe dem Herzen des Herrn.
Nicht in Bethania kehret er ein, er erfreue denn Alle
mit dem ersehnten Besuch, mit dem vertrauten Gespräch.
Doch jetzt fern ist der Herr, und erkrankt ist Lazarus. Aengstlich

senden sie Bothen nach ihm, bitten um Hülfe den
Herrn.
Als nun die Kund' ihn erreicht nach Tagen, sagt er
den Jüngern:
„tod ist Lazarus schon. Doch, daß ihr glaubet, so
kommt,
„Lasset hinab uns ziehn gen Bethanien." Als sie erreicht nun,
wandelnd, den Ort und das Haus, liegt er im
Grabe, der Freund.
Schon vier Tage sind's her, da begruben den Todten
die Seinen.
Tief vom Schmerze gebeugt trifft nun die Schwestern der Herr.
„Ach, — wehklagen sie ihm — warst Du hier, nicht
wär er gestorben!"
Doch er tröstet und spricht! „Lazarus, neu lebt
er auf!"
„Wohl, am Tage des Herrn!" spricht Martha. Doch
er entgegnet:
„Nicht stirbt, wer an mich glaubt! Ob er erstürbe,
er lebt!
„Auferstehung und Leben bin ich. Sprich, glaubst du
das, Martha?"

Gläubig beugt sie sich ihm: „Ja, du bist Christ,
Gottes Sohn!"

Jetzt zur Gruft begleiten sie ihn. Ein Stein überwölbt sie.

Einsam-schauerlich starrt still des Verblichenen Grab.

„Wälzet den Stein von der Gruft." So gebeut er. Aber sie bitten,

wankend im Glauben: „o laß! denn die Verwesung beginnt!

Vier schon ruht er der Tage!" Es weint den Schwachen der Helfer

eine Thräne. Sie sehn's. Und das versammelte Volk

flüstert: „Wie liebt' er ihn doch! Doch rettet, der Blinde geheilt hat,

diesen nicht." Doch der Herr: „Glaubet, und sehet die Macht

Gottes!" Sie wälzen den Stein vom Grabe. Verkläret das Antlitz

blickt der Gesalbte zu Gott: „Vater, du hast mich erhört,

und du erhörest mich stets. Doch gieb auch Diesen den Glauben:

daß du mich, Vater, gesandt." Jetzt mit erhabenem Wort
ruft er dem Todten: „o Lazarus komm, entsteige dem Grabe!"
Und der Gestorb'ne, verhüllt Glieder und Haupt, kommt hervor.
„Nehmt ihn wieder — ertönt die Stimme des Herrn — den Erweckten!
Löset ihn auf! Es soll frey der Lebendige gehn!"

11.

Der Jünger Gesicht.

Dort auf einsamer Höh, vom Getümmel entfernt, und dem Himmel
näher, im frommen Gebet kniet der Geliebte, der Sohn.
Drey der Erwählten hinauf mit sich zum Gipfel des Berges
nahm er: betend auch sie knieen um den Heiligen her.
Jezt in Gebet's-Inbrunst aufklärt sich des Herrlichen Antlitz.
Näher und näher gerückt ist er dem Vater. Es haucht

Gottes allmächtiger Geist ihn an und verklärt die Gestalt ihm,
wandelt in Licht das Gewand, blendend, und weißer als Schnee.
Strahlend in ähnlichem Glanz erscheinen erhab'ne Gestalten
alter Zeit: es erscheint Moses, Elias mit ihm.
Klar ist ihnen enthüllt das Geschäft des Erlösers; und künft'ger
Tage Begebniß klar schau'n sie, als wär es gescheh'n.
Aber betäubt und entzückt ausrufen die Jünger: „der Himmel
ist um uns hier! hier laßt ewige Hütten uns bau'n!"
Siehe, da schwebt von der Höh hellglänzend Gewölk und umschattet
Jesum. Es tönet das Wort: „Sohn", überschwenglich hervor.
Sinne-betäubt hinsinken die Jünger. — Jesus erhebt sie.
Wieder erwacht nur ihn schau'n sie, es schwand das Gesicht.
„Was ihr geseh'n, das verschweigt jetzt noch" — spricht mahnend der Heiland —
„bis zu dem Tag, wo der Sohn auf von den Todten ersteht."

12.

Salbung.

Seht, es neigt sich der Tag des reinen, göttlichen Lebens;
abendlich Roth erglänzt sanft um die Wolke der Nacht.
Hin zu Lazarus Haus mit den Jüngern begiebt sich Jesus.
Fröhlich empfangen sie ihn, und sie bereiten ein Mahl.
Einmal noch erquickt sich das göttliche Herz mit den Lieben:
Lazarus, den er erweckt, sitzt mit den Andern zu Tisch.
Martha bedient sie, die Andern, geschäftig rings um den Tisch her:
doch zu den Füssen des Herrn lauscht die Maria dem Wort.
Martha jezt zu dem Herrn: „Was sitzt die Maria so müssig?
Laß doch sie, gleich mir, auch Dich bedienen zu Tisch!“
Jesus aber: „Du hast wohl viel der Sorge: doch Jene
wählte das Beste sich aus: bleibe das Beste denn ihr!“

Auf nun steht die Maria, und geht, und bringt ein Gefäß her,
unverfälscht und rein köstlichen Oeles erfüllt.
Ausgießt über das Haupt sie des Herrn; und lieblicher Geist dringt
aus von der Narde Gedüft durch den geräumigen Saal.
Jezt spricht neidisches Blicks der Verräther, Judas Ischariot:
„Welch verschwendetes Gut! Gäb man den Armen das Geld!"
Jesus aber: „Es sind um euch stets Arme zum Wohlthun;
„ich nicht stets bin um euch; störet die Spendende nicht!
„Meinen Leichnam gesalbt hat im Voraus sie zum Begräbniß:
„ihrer gedenkt man einst überall wo man mich nennt."

13.

Hingang.

Ostern ist nah, gen Jerusalem zieht mit den Seinen der Heiland;
Betphage's Eselin trägt willig die heilige Last.

Siehe die Sanftmuth sitzt und die duldende Lieb' auf dem Lastthier;
himmlisch umstrahlet das Haupt göttliche Ruhe dem Herrn.
Und das prophetische Wort, es erfüllt sich: „siehe dein König
kommt sanftmüthig zu Dir: komm, und bereite die Bahn!"
Seht, und es kommt, Jerusalem kommt dem Geweih'ten entgegen:
ihm, dem Erwecker vom Tod, jauchzet die Menge des Volks.
Palmenzweig' in den Händen, entgegen zieh'n sie dem Heiland:
Decken breiten sie aus, Zweige, den Bäumen geraubt.
Rings von der Meng' umströmt zieht er ein, und sie ruft:„ Hosianna!
„Heil, Heil Davids Sohn, kommend im Nahmen des Herrn!"
Also begrüßt nun kommt er zur Stadt, und ein in den Tempel
geht er, ins Vater-Haus, das er als Kind schon gesucht.

III.

Leiden und Tod.

1.

Nachtmahl.

Nacht ist's. Spärlich erhellt im gepflasterten Saal von der Decke
schimmernd die Lampe das Mahl. Um den bescheidenen Tisch
liegen die Jünger; der Herr in der Mitte, Gedanken des Hingangs
schwer in der Seele, doch schaut Alle die Seinen er noch.
Herzlich verlangt hat ihn mit den Jüngern zu essen das Nachtmahl:
aber die Stunden sind nah, wo sich die Seinen zerstreu'n.

Liebend blickt er umher, noch fehlt kein theurer Besitz
ihm,
bis auf den Einen, der still brütet Verrath in der
Brust.
Auch doch Diesem bricht er das Brod und reicht er
den Kelch dar,
ihm auch reicht er den Leib, ihm das versöhnende
Blut.
Doch nicht birgt es der Herr daß Einer der Schaar der
Verräther
werde des Menschensohns. Welchem den Bissen
er taucht
Dieser ist's, so vernimmt der Geliebteste, leis' es er-
forschend.
Kaum ist's geschehn, so enteilt Judas, im Herzen
die Schuld.
Rein ist die Luft nun umher, und heiterer strahlet das
Antlitz
Jesus, da er vereint redliche Seelen nur schaut.
Ueberfließend von Huld nun ergreift er den Schurz
und das Becken:
was er am Höchsten besitzt seinen Geliebten zu
weihn.
Ihnen die Füsse nun wäscht er, der Meister und Herr,
voll Demuth.

„Also diene hinfort Jeder dem Andern von euch!
„Nicht überhebe sich Einer; und liebt euch unter einander!
„Nehmt den Frieden von mir, jezt da ich scheide von euch.“
Petrus jezt: „Wo eilst du nur hin? gern geh' ich ja mit dir:
gern für Dich, o Herr, lassen das Leben will ich!“
Ihm der Meister: „Das thätest Du mir? ich sage Dir, Petrus:
nicht zweimal in der Nacht krähet noch heute der Hahn:
und dreymal verläugnest Du mich. Ihr Alle verlaßt mich:
denn die Heerde zerstiebt, wenn sie den Hirten verliehrt.
Doch ich erstehe vom Tod, ihr seht mich Alle noch wieder.
Bey euch bleibt mein Geist. Zaget nicht! Fürchtet euch nicht!“ —
Auf jezt hebt er, betend, das Abschiedsmal; und der Garten,
nahe des Oelbergs Höh'n, ist nun der Scheidenden Ziel.

2.

Leiden.

Dämmernder dunkelt die Nacht; in Gethsemane bleiben die Andern.
Nur die vertrautesten nimmt Jesus, der Dulder, mit sich.
Petrus ist es, und Jacob dann, und der sanfte Johannes,
die zum Gebet sich der Herr, treue Genossen, erwählt.
Wählt' er nicht diese sich aus, die jüngst in der Höhe verklärt ihn
schauten? hat nicht die Kraft hohes Gesichts sie gestärkt?
„Bis zum Tode betrübt ist meine Seele" — so spricht Er
zagend und zitternd — „o bleibt! wachet und betet mit mir!"
Fürbaß gieng Er ein wenig, und kniet' und betete brünstig:
„Vater, Alles ist Dir möglich: erlaß mir den Tod!
Ach zu scheiden von Dir, zu verlassen Dich, Dich zu verläugnen:
Das ist der bittere Kelch! das ist der bittere Tod!

Schenk', o schenke sie mir, die entsetzliche Stunde
des Abfalls!
Doch, mein Wille ja nicht, sondern der Deine
gescheh!" —
Jetzt zu den Jüngern wankt er zurück, und findet im
Schlaf sie;
müde von Trauer und Harm drückte die Augen der
Schlaf.
Aber zu Petrus der Herr: „eine Stunde nicht wachst
du mit mir jezt?
Wacht und betet! der Geist, wohl ist er willig:
doch schwach
menschliche Kraft: drum wacht daß nicht übermanne
die Schwäch' euch!"
Jesus spricht's und geht wieder zurück zum Gebet.
„Sterben! von Dir abfallen, von Dir, o unendliche
Liebe!
o wie erdrückt mich das Wort, o wie zermalmt
mich die That!"
Abermals fleht er Erlassung des Kelchs, und wieder
Ergebung
seines Willens reicht kindlich dem Vater der Sohn. —
Jezt zum zweiten Mal zu den Jüngern kommt er, und
findet

matt sie, von Trauer gebeugt, und unterliegend dem Schlaf.
Wieder zurück zum einsamen Ort, zum brünst'gern Gebete
kehrt er, und ringt mit dem Tod; Tropfen des Schweißes, wie Blut
fallen zur Erde: da kommt ein Engel des Herrn und stärkt ihn.
Auf nun, erhoben im Geist, steht vom Gebete der Herr.
Ruhig anjezt zu den Schlafenden hin, als Held und Sieger,
tritt er, und weckt sie auf: „Wollet ihr immer noch ruhn?
Sehet, die Stund' ist da, daß den Händen der Sünder anheim fällt
der nicht sündigte. Kommt! Der mich verräth, er ist da."

3.

Bande.

Fackeln erhellen das Dunkel der Nacht und der düsteren Bäume,

grell, und den leuchtenden Glanz strahlen die
Speere zurück,
strahlen die Schwerder zurück der gewaffneten Schaar,
die daherkam,
von dem Verräther geführt, welcher den Meister
verkauft.
Ihnen entgegen geht in erhabener Ruhe Jesus.
Da kommt Judas heran; heuchlerisch küßt er den
Herrn.
Jesus zu ihm: „Judas, verräthst mit dem Kusse den
Freund du?" —
Und — „Wen suchet ihr hier?" — zu der Gewaff-
neten Schaar.
„Jesus von Nazareth!" schallen die Stimmen. — „Ich
bin's." spricht Jesus
göttliches Ernsts; und es weicht scheu und ver-
worren die Schaar.
Nochmals fraget der Herr: „Wen sucht ihr?" Wie-
derum tönt' es:
„Jesum!" „Ich hab' es gesagt, daß ich es bin."
Spricht der Herr.
„Suchet ihr aber mich selbst: laßt Diese gehen, und
mich greift:
euere Stunde ist da, Finsterniß hat jezt die Macht."

Nach ihm greifen sie nun: doch Petrus haut mit dem
Schwerd drein:
Einem der Greifenden trifft rasch mit der Schärf'
er das Ohr,
daß er vom Haupt' es trennt. Doch der Herr spricht:
„stecke das Schwerd ein:
„soll ich nicht trinken den Kelch, welchen der Va-
ter gereicht?"
Hülfreich auch dem Feinde, berührt und heilt er das
Ohr schnell.
Doch nicht achtet die Schaar Wunder und Huld.
Es erlaubt
selbst ja der Herr, ihn zu fah'n; und gemein, und ver-
ächtlich ermuthigt,
greifen den Heiligen sie, binden und führen ihn ab.
Aber es fliehn bestürzt und verzagt die verschüchterten
Jünger.
Petrus folgt von fern hin zu dem Priester-Palast.

4.

Verläugnung.

Im Hohenpriester-Palast, in gewölbter, geräumiger
Halle,

wahrt den Gefang'nen die Schaar für den versammelten Rath.
Kalt ist die Nacht, und es wärmt sich, am glutausstrahlenden Becken
leuchtender Kohlen, der Schaar rohes, gemeines Gezücht,
laut sich mit Hohn und nied'rem Gespött, des Gebund'nen erfreuend
der es in göttlicher Ruh' duldend und schweigend erträgt.
Petrus aber, schüchtern gefolgt, zu erforschen den Ausgang,
sitzt mit den Andern zugleich um die erwärmende Glut.
Doch, ihn erschau'nd, eine Magd: „auch du warst beym Nazarener!" —
Aengstlich er: „nein, ich nicht; und ich verstehe Dich nicht." —
Hört's! da krähet der Hahn. — Nun gewahrt ihn einer der Knechte,
Malchus Gefreundter, und spricht: „sah ich im Garten dich nicht
bey dem Verführer?" — Doch fest nun läugnet er. „Wahrlich ich — spricht er —

„kenne des Menschen nicht!" — Aber die Andern der Schaar,
auf ihn merkend: „Du bist's, Galiläer! die Sprache verräth Dich!
Einer, der Seinen bist Du!" — Petrus doch läugnet beherzt,
schwört und vermißt sich hoch: nicht sey er es. — Aber zum zweiten
kräht jezt der Hahn. — Und still wendet der Herr sich nach ihm,
auf ihn blickend. — Da fällt auf's Herz das verkündete Wort ihm.
Schmerzdurchbohrt geht er rasch bitterlich weinend davon.
Aber es treiben Gespött mit der Könige König die Knechte,
decken das Antlitz ihm, schlagen das heilige Haupt,
rufen in niederer Lust: „Sprich, Christe, sprich, du Prophet, uns:
wer war's der dich schlug?" — Hölle, so labtest du dich!

5.

Verhör.

Düster erscheint der blutige Tag. Es versammelt der Rath sich.
Jesus, Fesseln-gelöst, wird vor die Richter geführt.
Was er gelehrt? wird gefragt. Er verweis't an die Hörer. Ein Scherge
schlägt ihn ins Antlitz darob. Aber es würdigt der Herr
dennoch der Red' ihn. „Sprach ich nicht recht, so beweis' es; und red' ich
wahr, warum schlägest du mich?" Aber ein schnelles Gericht,
Zeugniß schädlicher Lehre begehren sie; lange vergeblich.
Endlich Zween: „du sprachst: brechet den Tempel mir ab:
in drey Tagen erbau' ich ihn neu!" — Vom Sitz sich erhebend
Kaiphas jezt: „Du schweigst gegen die Kläger? — Sag' an:
„Bist du der Christ, Gottes Sohn?" — der Erhabene ruhig: „Du sagst es.

Einst, ist erfüllet die Zeit, sitzen zur Rechten der Kraft
sollet des Menschen Sohn ihr sehn, und kommen in Wolken." —
Jetzt das Gewand sich zerreißt Kaiphas: „Hört es! er spricht
„Lästerung aus gegen Gott! Was bedürfen des Zeugnisses noch wir!
„Sagt, was bedünket euch?" — Sie, All': „er ist schuldig des Tods!" —
Wieder gebunden nun wird der Gerechte, hin zu Pilatus
schleunig geführt: er erkennt schuldig den Göttlichen nicht.
Doch er vernimmt: des Verklagten Geburtsland sey Galiläa:
froh darum sendet er ihn vor des Herodes Gericht.
Dieser, erfreut den Gerühmten zu sehn, (wie wünscht er es längst schon!)
hofft ein Zeichen zu schau'n von des Gewaltigen Kraft.
Müssig ergötzt hätt' er sich und erholt von der höfischen Langweil:
doch der Erhabene ruht; Fragen, nicht achtet er sie.

Jezt, so Gesind' als Gebiether mit Spott überhäufen
und Hohn ihn.
In der Erwartung getäuscht schickt ihn Herodes
zurück,
spöttisch geschmückt mit dem Seher-Gewand, zum
Richter Pilatus,
scherzend; und, Feinde bisher, söhnen sie heute
sich aus.

6.

Gericht.

Aber es wüthet empört die verblendete, tobende Menge.
Hin zu Pilatus Palast wieder, gebunden, zurück
schleppen den Herrlichen sie. Ungestüm verlangen ihr
Recht sie.
Vor Hohepriester und Volk tritt nun Pilatus heraus.
„Nichts Verdammliches find' ich an ihm; deßgleichen
Herodes,
wie ihr es Alle gesehn: darum, gezüchtiget, will
los ich den Menschen lassen.“ Doch sie: „Ans Kreuz
mit dem Uebel-
thäter! Ans Kreuz mit ihm! Gieb uns den Bar-
rabas los!“

O, des gesunknen Geschlechts! Den Mörder erbitten sie frey sich:
doch den Erlöser der Welt: „Kreuzige, Kreuzige ihn!"
schrey'n so Priester als Volk im vermehrten Getümmel. Betäubt jetzt
spricht Pilatus das Wort: „Nehmet und kreuziget ihn!" —
Doch ein Becken, gefüllt mit dem lautersten Wasser, herbey schnell
bringen läßt er, und spricht: „Sehet, ich wasche mich rein,
„frey von der Schuld des Gerechten, und Euch aufwälz' ich die Bürde!" —
Sie, blutgier'ges Triumphs: „Komme das Blut über uns
und über unsere Kinder!" — So wird nun Jesus gegeißelt,
fällt den Schergen anheim, und dem entzügelten Volk.
Jene nun kleiden ihn aus, und bekleiden ihn frech mit dem Purpur
ihn, den Gesalbten: dem Haupt drücken im höllischen Spott,

Dornen = geflochten, die Krone sie auf; ein rohrener Stab wird
ihm in die Rechte gelegt, so er als König begrüßt.
„Heil Dir, König der Juden!" so rufen sie, spey'n in des Heil'gen
Antlitz frech, mit dem Rohr schlagen sie mörd'risch das Haupt.
Hingegeben der niedrigsten Schmach des verworfensten Haufens
duldet er schweigend den Schimpf, sanft, wie den Scherer das Lamm.

7.

Kreuzigung.

Da sie die Lust nun der Hölle gebüßt, entkleiden sie wieder
ihn des Purpurs, und fort führen zum Kreuze sie ihn.
Willig trägt er das Kreuz auf heiliger Schulter, der Gottmensch,
unter dem wilden Gewühl, unter dem schnöden Gespött.
Aengstlich = besorgt doch wacht der höllische Haufe, daß ja Er

nicht unterliege der Last, eh' er noch Golgatha's Höh'
schweraufschreitend erstiegen: es hätte die Blüthe der Lust ja
nicht sie ergötzt: am Kreuz leidend den Dulder zu sehn.
Sehet, da kommt vom Feld her ein Mann, der Cyrenische Joseph:
diesen halten sie fest, laden die drückende Last
ihm auf Rücken und Schultern. So trägt das Kreuz er dem Heiland.
Glücklicher! dir war allein unter den Menschen vergönnt
Ihm zu erleichtern die Last, der die lastenden Sünden der Welt trug:
redlich warst du gewiß, sonst nicht ergriff dich die Schaar.
Aber es folget dem Herrn ein betrauernder Haufe der Armen
die Er belehrt und beglückt. Sie, die Verachteten nur
weinen und klagen um ihn, und der Kranz zartfühlender Frauen,
die ihm festere Treu, selbst als die Jünger, bewahrt.

Allen wendet sich nun der Herr zu: „Weinet um mich nicht:
„Weinet um euch!“ — spricht Er — „euch noch belastet die Welt.“
Also gelangen sie hin gen Golgatha, zween Verbrecher
mit ihm, gleichem Tod, ihm an der Seite, bestimmt.
Aufgerichtet ist nun das Kreuz, und der Träger der Sünden
angeheftet. Es strömt purpurn das heilige Blut
aus den Nägel=durchbohreten Händen, immer zum Segnen
immer zum Geben bereit. Purpurn entströmet das Blut
auch den heiligen Füssen, durchbohrt am Stamme des Kreuzes,
die nie strauchelten, nie wandelten sündigen Pfad.
Seht! es wendet die Sonne den Blick von den Gräueln des Tages:
mitten im täglichen Lauf birgt sie das Antlitz in Nacht.
Dunkel umzieht die Gefilde, die bergigten Höhen, die Wälder;
tief in Schleyer gehüllt trauert die stumme Natur.
Nur die verworfene Rott' ergötzt am erhabenen Kreuz sich;

um des Gerechten Gewand losend im spielenden Scherz.
Also geschieht nach strengem Gesetz im Laufe der Zeiten,
was der prophetische Blick heiliger Seher geschau't.

8.

Gottes Sohn.

Als Er, schmerzliche Stunden hindurch, geblutet, gelitten,
schmachvoll schmachtend am Holz, lechzet die Zunge nach Trank.
Seht! da reichen den Schwamm sie hinauf zum erbleichenden Mund ihm:
Galle zum Essig gemischt bieten mit teuflischer Lust
sie dem Gemarterten dar, dem Ermatteten, Schmachtenden, Bleichen.
Schmeckend das Höllen-Gemisch wendet der Durst'ge das Haupt.
Schallend Gelächter erfolgt: herab vom Kreuz doch zu steigen,
selbst sich zu helfen als Arzt, der ja so Viele geheilt,

rufen sie spöttischen Hohn's ihm zu. Selbst Einer der
Schächer
spottet ein: „hilf Dir und uns!" — Jezt, mit
erhabenem Blick:
„Vater, vergieb ihnen!" — ruft der Gefolterte —
„denn, was sie thun, das
wissen sie nicht." — Aber dem Andern am Kreuz
dringt dieß Wort zum Gemüth, dieß Wort der unend=
lichen Liebe:
„Denke" — spricht er — „o Herr, meiner im
himmlischen Reich!" —
Mehr als kühlender Trank aus Felsen=entsprudelnder
Quelle
labt an der Pforte des Tods diese Bekehrung den
Herrn.
Er dem Schächer: „noch heute gelangst du zum ewigen
Leben
mit mir." — Spricht's, und es strömt Wonne dem
Sünder ins Herz.

9.

Tod.

Endlich sind sie vorüber, die finstersten, gräßlichsten
Stunden,
welche die Erde gesehn, seit sie gefallen vom Herrn.
Scheidende Strahlen zum Kreuz, mild glänzend, sendet die Sonne,
gleich als gäb sie so gern, was im erhabenen Zorn
Streng der Allmächt'ge versagt dem geliebten, abtrünnigen Sohne,
welcher die Sünden der Welt, gleich einem Schatz, sich erkauft
durch das Köstlichste was da nur ist in Himmel und Erde:
durch das Leben in Gott, opfernd es hin in den Tod.
Langsam stirbt der den ewigen Tod: vom Vater sich scheidend;
und ein unendlicher Schmerz wühlt in des Göttlichen Brust.
Nicht der Tod des gebrechlichen Menschen ist's, welcher den Schmerz ihm,
Leben-vernichtend, bringt: Gott zu verlassen, das ist,

das ist der Tod den er stirbt mit unsaglichem, ewigem Schmerze:
das ist der Kelch, den er trinkt. Sündern zu Liebe verläßt
Gott Er, Sohn, den Vater; und einsam, ohne den Vater,
hängt er am schmählichen Kreuz: Engel, sie dürfen nicht nahn.
Oed hallt wieder der Ruf des unendlich sich sehnenden Herzens:
„Vater, o Vater warum hast du verlassen den Sohn?"
Doch nicht verläßt Ihn selbst Erbarmen und Liebe, den Dulder:
mitten im schneidenden Schmerz haucht er ein liebendes Wort.
Seht: die Frömmsten, die Treuesten stehn am Stamme des Kreuzes,
Hände-ringend; es hat Thränen das Auge nicht mehr.
Sie, die geweih'te Maria, der einst das prophetische Wort klang:
„Aber ein schneidendes Schwerd dringt dir o Mutter ins Herz;"

Schmerzendurchbohrt jezt steht sie am Kreuz des göttlichen Sohnes,
sie, und die Schwester mit ihr, treu Magdalena sie auch.
Allen sendet Er Huld in dem letzten, scheidenden Blicke;
denn Er fühlet es tief daß die Vollendung sich naht:
Doch den letzten der Blicke zur Mutter wirft er, und neben
ihr zum Sanftesten hin, den er vor Allen geliebt:
„Siehe, von nun an ist dieß dein Sohn, Maria.“ — dem Jünger:
„Siehe die Mutter nun Dir!“ Sprach's, und die Menschen-Natur
fühlte den Tod. Und befehlend den Geist in die Hände des Vaters,
rief er: „Es ist vollbracht;“ neigte das Haupt, und verschied.
Dumpf aufbebet die Erd'; es zerreißt im Tempel der Vorhang;
Felsen zerbersten; und weit schließen die Gräber sich auf.
Schrecken und bleiches Entsetzen befällt die erzitternde Menge:

Vielen der Lästerer jezt trifft die Erschütt'rung das Herz.
Selbst der Gebiether der Rott' am Kreuz, und rings um ihn Alle
schrecken zusammen, und bang flüstert ein Jeder: „Es war
dieser Gekreuzigte wahrlich der Sohn des allmächtigen Gottes:
nur den Reinen erkennt also der mächtige Gott."

10.

Begräbniß.

Jezt naht dämmernd die Nacht, und es schweigt der empöreten Kräfte
Aufruhr. Rüsttag ist's. Stören das Jüdische Fest
soll nicht, hangend am Kreuz, ein Verbrecher. Es werden die Beine
beyden Schächern zermalmt, doch dem Vollendeten nicht,
nicht dem Entseelten. Den Speer in die Brust stößt Einer der Knecht' ihm:
Blut und Wasser entquillt strömend der Wunde. — Gesehn

hat es Johannes, und selbst es bezeugt, daß es glaube
die Nachwelt,
fest, zu Erfüllung der Schrift: „Brecht die Gebeine
nicht ihm.“
Jetzt, in liebender Eil', von Pilatus erbittet sich Joseph
Jesus Leichnam, bevor streng es verbiete das Fest.
Joseph, gut und fromm, und harrend dem göttlichen
Reiche,
Rang nicht achtend und Stand folgt er dem heili-
gen Trieb.
Selbst hineilt er zum Kreuz, und mit ihm kommt Ni-
codemus,
der in der Nacht zu dem Herrn, Lehre-begierig,
sich stahl.
Neues, sauberes Linnen herbey trägt Joseph: der
Andre
bringt, nach Väter-Gebrauch, Myrrhen und Aloe
mit,
nahe bey hundert Pfund, zu bewahren den köstlichen
Leichnam.
Ab nun nehmen sie ihn von dem geheiligten Kreuz,
hüllen ins Linnen den Leib; Specerey auch legen sie
viel bey;
still dann tragen sie ihn in das bereitete Grab,

neu von Joseph gebaut im eigenen Garten, in Felsen
tief gehauen; noch nie lag ein Verblichener drinn.
Dahin legen sie ihn; und ein mächtiger Stein an den Eingang
wird mit Kraft gewälzt. Aber es folgten dahin
alle die liebenden Frau'n, die Trauernden, Frommen, Gebeugten,
sah'n dem Begräbnisse zu, sah'n wie der heilige Leib
ward im Grabe gelegt. Nun kehren sie um, zu bereiten
Salben und Specerey'n, ehe der Sabbat erscheint.
Und die Maria? die Mutter? sie gieng zum Grabe nicht? — Ach, sie
jammerte weinend daheim, treu von Johannes gepflegt.

11.

Bewahrung.

Aber es ruhet noch nicht der Grimm der verfolgenden Priester:
stürmend Pilatus Palast schrey'n sie: „uns kommt in den Sinn
daß der Verführer gesagt: erstehen am dritten der Tage

wolle vom Tod er. Darum: „sicher bewachen das Grab
bis zu der Frist die er gab, laß ja! daß nicht des Betrügers
Jünger kommen und weg stehlen den Leib, und dem Volk,
leicht zu bethören, die Mähr' ausbreiten: erstanden vom Tode
sey er. Schlimmster Betrug! Drum, so gieb eilig, o Herr
Wächter, gewaffnete, her!" — Der gefällige, heit're Pilatus
ihnen: „Nehmt sie! verwahrt besten Vermögens das Grab!"
Froh nun gehen sie hin und umgeben das Grab mit den Hütern,
sichern, versiegelnd, den Stein, Keinem vertrauend, als sich.
Thörichte! hier in der Stille des Tods, in der Oede der Grabnacht
wacht ein Hüter, dem ihr zittertet, kenntet ihr ihn!
Hier ist ein Siegel gedrückt auf Tod und Grab und Verwesung
Siegel von göttlicher Hand: ewiges Leben verbürgt's.

IV.

Auferstehung und Himmelfahrt.

1.

Wächter und Frauen.

Dritter Tag, du beginnst! Nicht dämmert der Morgen herauf noch:
feyerlich ruht die Natur; Dunkel verbirgt noch die Welt,
Dunkel umhüllt noch das Grab und den Felsen; Schweigen des Todes
herrscht noch rings umher; noch mit den Schatten der Nacht
kämpfet der Tag, doch weht in des Grabes Palmen die Frühluft.

Rings umstehend die Gruft wachen die Hüter. — Da kracht
plötzlich der Fels, es erbebet die Erd': überirdischer Glanz strahlt
blitzgleich, blendend, umher: frey ist die offene Gruft.
Sinne-beraubt, Entsetzen-erstarrt hinstürzen die Hüter,
Todtengleich; es entstieg göttliches Leben dem Grab.
Wieder erwacht, aufstarrend, erfüllt sie bangendes Grausen:
sträubendes Haars entfliehn, Furcht-übermannt, sie zur Stadt. —
Aber es naheten schon mit dem dämmernden Tag Galiläa's
Frauen. Düster noch war's. Doch, da dem Felsen sie nah'n:
hell ist's umher, und gewälzt ist der Stein vom Grabe. Sie staunen.
Magdala eilet zurück, hin zu den Jüngern, mit Hast:
spricht zu Petrus, und ihm, dem geliebtesten Jünger, Johannes:
„Weggenommen den Herrn haben sie! aber wohin

„ihn sie gelegt, nicht wissen wir es. Kommt! Sehet es selber!“

Schnell nun eilen mit ihr Petrus, Johannes hinaus. —

Aber die anderen Frau'n, indeß dem Grabe sich nähernd,

blicken hinein, und nicht finden den Leib sie des Herrn.

Tiefbekümmert stehn sie. Da sieh! auf mächtigem Steine,

ab vom Grabe gewälzt, sitzet in himmlischer Pracht

schneeweiß glänzendes Kleid's und blitzgleich strahlend ein Engel.

Zagende Furcht überfällt heftig die Zitternden. Doch:

„Fürchtet euch nicht, Galiläische Frau'n! Den Gekreuzigten sucht ihr:

„aber erstanden ist Er, wie er zuvor es gesagt.

„Sucht den Lebendigen nicht bey den Todten! Saget den Jüngern

„daß er erstanden vom Tod! Eilet! Verkündet das Wort!“ —

Furchtvoll, und voll von entzückender Lust forteilen sie. Plötzlich:

„Seyd gegrüßt!“ tönt's hold: und sie erblicken den Herrn.
Nieder fallen dem Herrn sie zu Füssen, in Furcht und Entzücken.
„Fürchtet euch nicht!“ — sagt sanft ihnen sein göttlicher Mund. —
„Geht, und verkündet es meinen Brüdern: gen Galiläa
„sollen sie gehn, dort wird wieder ihr Auge mich sehn.“ —
Göttlicher! nicht bis dahin verzeuchst du! Schon überströmt die
Wonne Dich wieder zu sehn heute der Zagenden Herz!

2.

Magdalena.

Nun auch eilen herbey zum Grabe Johannes und Petrus,
Wettlauf-ähnlich: es kommt früher Johannes zur Gruft.
Aengstlich schaut er hinein: da erblickt er die leinenen Tücher:

aber nicht selbst tritt er ein, schüchternen Sinnes. — Da kommt
Petrus auch; der schreitet hinein in das Grab, und erblickt nun
hier die Linnen, und dort, sonders gewickelt, das Tuch,
das dem Verblich'nen ums Haupt sie gebunden. Jetzo erkühnt sich
auch Johannes, und folgt: Linnen gewahrt er und Tuch.
Hoch verwundert, doch zweifelndes Sinn's entfernen sie bald sich.
Schwache! sie hatten noch nicht Jesu Verkündung gefaßt! —
Trauer-versenkt an der Gruft war stumm die Maria geblieben.
Auch der heilige Leib ist den Gebeugten versagt?
Bitterlich weint die Getreue, und schaut ins verödete Grab ein:
sieh, da gewahrt sie mit Schreck, blendend, im weißen Gewand
zween der Engel, zu Häupten den Einen, den andern zu Füssen
an dem erledigten Platz. Diese: „was weinst du, o Weib?"

„Ach, sie haben den Herrn mir weggenommen; ich weiß nicht
wo sie ihn hin nun gelegt!“ — Um sich jzt blickend gewahrt
Jesum sie; doch kennt sie nicht ihn. Auch Er: „Warum weinst du?
„und wen suchest du hier?“ — Sie, in dem Wahne, es sey
dieses der Gärtner: „o Herr — hast du selbst an andere Stelle
„seinen Leichnam gelegt? ach, mich verlangt ihn zu sehn!“ —
Jezt ihr Jesus das Wort: „Maria!“ — Plötzlich gewahrt sie
wer mit ihr spricht; und entzückt stürzt zu den Füssen sie ihm.
„Geh, und verkündige, — spricht Er — den Brüdern, was du gesehen.“
Und sie verkündiget laut was sie gesehn und gehört.

3.

Die Priester.

Jezt, in der Stadt, voll Schrecken und bleich, aussagen die Wächter
was da am Grabe gescheh'n. — Und die Verschwor'nen ergreift
bangende Furcht. Rath halten sie ängstlich; und der Beschluß wird:
daß sie die Wächter mit Geld sättigen, Schweigen und Ruh
so sich erkaufend. „Erzählt: Wir schliefen, da kamen die Jünger
leis', und stahlen ihn weg, tief in der finstersten Nacht."
Also bereden die Schaar sie zur Täuschung; selber enttäuscht sie:
doch ihr entartetes Herz, glauben nicht, fürchten nur kann's.
Wunder! es sind überzeugt die Verfolger: aber die Jünger
sämtlich, — da es die Frau'n kunden was heut' sie gesehn, —
Sie, die Erwählten, die Freunde, Vertrauten, die Liebenden, nicht sie

sind überzeugt: sie bedünkt's Mährchen zu hören im Wort
welches die treuesten Seelen berichten. So schwer ist der Glaube!
Jünger, Geweih'te des Herrn, Heilige schon, und so schwach!
O, der unendlichen Liebe des Heilands! Wie er mit Nachsicht,
zart, wie Säuglinge, sie, pflegt und erzieht, und belehrt!

4.

Die Jünger von Emahus.

Seht! noch am selbigen Tag auswandert ein Paar von den Jüngern
hin zum Flecken, genannt Emahus; beyde vertieft
in dem Gespräch der geschehenen Dinge. Plötzlich gesellt sich
Jesus ihnen zu; aber sie kennen ihn nicht,
Augen = geblendet. Er fragt: „Was besprecht in so tiefer Betrübniß,
Wanderer, ihr?“ Drauf ihm einer der Jünger, genannt

Cleophas: „Bist du allein in Jerusalem unter den Fremden
„der nicht wisse, was hier eben ereignet sich hat?"
„Was wohl?" — wieder der Herr. Und der Jünger erzählet des Heilands
Leben und Leiden und Tod; und wie der Frauen Bericht
heut' sie erschreckt, daß im Grabe sie nicht den Verblich'nen gefunden,
aber daß Engel am Grab ihnen, er lebe, gesagt.
Etliche gar von den Jüngern zum Grabe selber gegangen
wären sie, leer fürwahr hätten sie funden die Gruft.
„Glaubt ihr nicht" — spricht Jesus — „der Schrift? und den hohen Propheten,
„welche das Alles voraus kündeten?" Und er beginnt
auszulegen die Schrift, die da zeugte von ihm, dem Messias,
bis sie gen Emahus hin kommen im eilenden Schritt.
Hier nun stellt er sich an als woll' er förder des Wegs zieh'n:
aber sie nöthigen ihn: „Bleibe doch, Lieber, bey uns!

„Schon hat der Tag sich geneigt, und es dunkelt der
Abend heran schon!"
Drauf so tritt denn der Herr ein in das gastliche
Haus.
Alle nun lagern sich bald zum erquickenden, freundli=
chen Nachtmahl.
Sieh, da nimmt er das Brod, danket, und bricht
es, und reicht's.
Plötzlich weicht von den Augen der Trug den erstaune=
ten Jüngern,
und sie erkennen den Herrn: doch er entschwindet
im Nu.
Neuaufathmend itzt fragen sie sich: „Entbrannte das
Herz nicht
auf dem Weg' uns heiß, als er erklärte die Schrift?"
Flugs, und zur Stunde, zurück gen Jerusalem eilen
sie Beyde,
in die Versammlung der eilf, Kunde zu bringen
vom Herrn.

5.

Die Apostel.

Trauer=versenkt, beym spärlichen Mahl, in späterer
Nacht noch,

sitzen die eilf. Was gescheh'n, sagen die Kommenden treu.
Zweifelndes Staunen verdrängt der redlichen Seelen Betrübniß:
gegen des Glaubens Gewalt kämpfet so Sinn als Verstand.
Siehe, da steht Er selbst unter ihnen, auf Er erstanden:
mit dem gewohnten Gruß grüßt er sie: „Friede mit euch!"
Aber sie schrecken zusammen in Furcht, und meinen, ein Geist sey's.
Jesus nun: „Warum seyd ihr erschreckt und in Furcht?
„Seht auf Hand mir und Fuß! ich selbst bin's! Fühlet und sehet:
„denn der Geist hat nicht Fleisch und Gebeine, wie ich."
So denn zeigt Er die Händ' und die Füsse, die Nägeldurchbohrten,
göttlich-geheilten. Doch ist Furcht und Verwund'rung zu groß;
auch zum Glauben zu groß die unendliche Freude des Herzens.

Doch zur Beruhigung spricht, freundlich sich fügend, der Herr:
„Habt ihr Etwas zu essen allhier?" Von gebratenem Fisch nun
legen ein Stück sie vor, Honig, ein wenig, dazu.
Dieses nimmt Er und ißt vor ihnen; aber erklärt auch
deutlich ihnen die Schrift, welche dieß Alles bezeugt.
Selige Wonne durchströmt das Herz der Gebeugten, und Glaube
drängt den Zweifel zurück, da sie den Meister erkannt.

6.

Thomas.

Ueber acht Tage, vereint von neuem, sitzen die Jünger
fromm, im verschlossenen Saal; (denn die Verfolger des Herrn
zwingen sie, sich zu verbergen.) und heut' ist Thomas, der Zwilling
unter ihnen: nicht er hatte den Herrn noch gesehn.
Doch sie verkünden ihr Glück. Da spricht er: „Seh' in den Händen,

seh' in den Füssen ich nicht Mahle der Nägel, und kann
in die gestochene Seit' ich die Hand nicht legen: so glaub' ich
nimmer das, was ihr erzählt." Siehe da tritt Er herein
durch die verschlossene Pfort', und: „Mit euch Friede!" so grüßt Er.
Dann, zu Thomas gewandt: „Reiche die Finger, und sieh
„hier das Mahl in der Hand; und reiche die Hand mir, und lege
„fest in die Seite sie mir! Glaube nun! Zweifle nicht mehr!" —
„Mein Herr und mein Gott!" — spricht Thomas, Freude-begeistert.
Ihm der Herr: „Du glaubst weil du mich siehst: doch es sind
„selig die, so da glauben, ob auch ihr Auge nicht schauet." —
Dieses geschrieben ist euch, daß ihr erstarket und glaubt!

7.

Petrus.

Liebend umschwebt der Herr die Seinen, und plötzlich erscheint er,
wenn sie es nimmer gedacht. — Simon und And're mit ihm
wandeln am Meer. Von der Lust des alten Gewerbes ergriffen
spricht Simon: „ich geh' fischen!" — Alle sie folgen. — Und sieh,
nichts in der Nacht wird ihnen zu Theil — wie einst, da der Herr sie
fand, und segnet', und flugs Menschen zu fah'n sie berief.
Als in dem Frühroth jezt das Meer und der Nachen erglühet,
steht am Ufer der Herr, aber sie kennen ihn nicht.
„Rechts auswerfet das Netz, da werdet ihr sicheren Fang thun!"
spricht Er: und sieh es geschieht. — „Wahrlich das ist ja der Herr!"
flüstert süßes Erstaunens dem Petrus leise Johannes.
Flugs wirft Petrus ins Meer rasch sich, entgegen dem Herrn.

„Simon hast du mich lieb?“ fragt mild den Kommenden Jesus.

„Herr, dem Alles bekannt, daß ich Dich liebe, Du weißt's.“

„Simon, hast du mich lieb?“ fragt wieder der Herr den Entflammten;

wieder betheuert er es; aber es fragt noch einmal

Jesus: „hast du mich lieb?“ und zum drittenmale bejaht es

Petrus. — Schwacher erkennst nicht du des Fragenden Sinn?

Dreymal läugnetest du im Richthaus: heute bekennen

dreymal mußt du: so tilgst liebend du selber die Schuld.

Siehe so straft Dich die Liebe; sie straft: Dir selig zu lohnen

denn auch Dir offenbart, daß er Dich liebe, der Herr.

Dir vertraut er die Heerde: so liebt er Dich denn, Du Verzagter!

giebt das Köstlichste Dir, was in der Welt er besitzt.

Nicht Dir Simon, giebt er es hin, dem schwankenden Menschen.

Petrus Dir, der du liebst: liebst du, so glaubst du auch fest.

„Glaube" heißet der Fels auf welchen der Herr die Gemeine
gründet: ein Bild ist nur „Petrus," ein Nahme nur ist's.

8.

Himmel-Fahrt.

Zeichne das herrlichste Wunder noch hin, mein zitternder Griffel,
wie der Erwähleten Schaar staunendes Aug's es geschau't.
Wie sie es schlicht uns erzählt aus treu-einfältigem Munde:
fass' es, o Griffel so treu, scheidend, das herrliche Bild. —
Vierzig der Tag' in liebender Näh' umschwebte der Heiland
Alle die Seinen vertraut. Aber die Zeit ist erfüllt.
Hin zum Oelberg ruft er am Scheidungstage die Jünger;
Alle versammeln sich dort, fern von der Erde Gewühl.

Worte der Liebe noch spricht ihr Herr voll heiliger Inbrunst
Allen, erhoben im Geist schon zu dem Vater des Lichts,
segnet dann Alle sie ein, die Vertrauten, die Kinder am Geiste;
und nun geschieht, was die Welt Höchstes und Herrlichstes sah:
Auf, von unendlicher Kraft, zusehens wird er entrückt schnell,
höher und höher empor, bis dem verfolgenden Blick
strahlender Wolke Gebild die Gestalt, die geliebte, verhüllet.
Kaum erst schied er, und schon ist er den Augen geraubt.
Noch aufstarren, verstummt, sie dem Ort zu, wo das Gewölk sich
um ihn zog; es begreift nicht, was er schaute, der Blick:
siehe, da stehn im himmlischen Glanz zween Männer„ Gestalten
neben ihnen; der Ruf tönt den Erschrocknen ins Ohr:
„Hört, Galiläische Männer! Was starr't, in Staunen verlohren,

„ihr gen Himmel? Er kommt, wie er verschwand, so zurück.
„Als Er um Euch noch geweilt, wohl sagt' Er es, ihr doch begrifft's nicht,
„Kinder am Geist! Nun harrt, bis Er das Nächste erfüllt!
„Geht nach Jerusalem hin und erwartet den Geist, den verheiß'nen
„ruhig verweilend allda!" — Und sie gehorchen dem Wort,
steigen in heil'gem Entzücken hinab vom gipflichten Oelberg
welcher das Leiden des Herrn und die Verherrlichung sah.

II.

Worte des Glaubens.

Den Bedürftigen.

Ihr lieben, trauten Lieder,
so treu, so wohl gemeint,
ach, träft ein Herz ihr wieder
das tief in Kummer weint,

dem Schuld und Irthum rauben
was günst'ges Glück gebracht:
ihr rieft es hin zum Glauben:
dann wär' es wohl bedacht;

Früh oder spät verlohren,
nicht schmerzte mehr ein Gut:
denn der ist neu gebohren,
der fest im Glauben ruht.

Neue Pflege.

Mein Herz, das ist ein Garten,
ich bin der Gärtner drin,
und thu' ihn ämsig warten
mit treu=vergnügtem Sinn.

Lang hab' ich zwar verschmähet
der Arbeit mich zu weihn:
manch Sämlein, drein gesäet,
es wollte nicht gedeihn:

der Boden blieb verschlossen,
er war nicht locker g'nug;
Unkraut war aufgeschossen,
das gift'ge Blüthe trug:

doch jezt seh' ich den Schaden
für meinen Haushalt d'raus:
drum brauch' ich Hack' und Spaten:
das Unkraut muß heraus!

Schon hier und da ein Räumchen
in Ordnung ist gebracht,
wo Kräutlein oder Bäumchen
mir frisch entgegen lacht.

Nur kurze Frist: so Regen,
als warmer Sonnenschein,
bringt mir gewiß den Segen
von Blüth' und Frucht herein!

Lied des Trostes.

Ist trüb der Himmel um mich her,
die Welt von Reiz und Freude leer,
nichts, was willkommen mich beglückt,
doch manche Last die schwer mich drückt;

in düst'rer, widerwärt'ger Zeit,
die nicht dem Leben Nahrung leiht,
versänk' ich wohl in Kummer tief,
wenn nicht ein tröstend Wort mir rief:

„der Glaub' ist eine Gotteskraft
die neu so Welt als Leben schafft.
Drum weck' in dir den Glauben auf,
und fröhlich geht zum Heil dein Lauf;

„es schwindet schwarzer Wolken Schaar,
der Himmel wird dir wieder klar,
dir strahlt ein milder Sonnenschein,
und Fried' und Freude stellt sich ein;

„du tappst nun nicht mehr blind und irr:
es ordnet sich das Weltgewirr;
dir eb'net sich des Lebens Bahn
und neu lacht Gottes Welt dich an;

„und ist nur Gottes Reich erst dein:
so stellt sich auch der Segen ein,
und dir, in Gott-ergeb'ner Ruh,
fällt auch der Erde Nothdurft zu.

Verlust und Ersatz.

Alles schwindet! Kraft und Jugend flieht,
Kummervoll und dürftig schleicht mein Leben,
Unglücks-Winterstürmen Preis gegeben,
die ein früher Frevel um mich zieht.

Meiner Thorheit mir zu spät bewußt
zittr' ich vor der Rachegöttin Pfeilen,
die den Unbewehrten streng ereilen.
Heil'ger Glaube! stähle meine Brust!

Ja, wenn Glück und Freude mich verläßt,
Einen Schatz bewahr' ich mir: den Glauben.
Diesen Talisman soll Nichts mir rauben;
Bis zum letzten Hauch halt' ich ihn fest.

Und so steh' ich, den das Glück verließ,
fest, dich Zauberstab in sichern Händen.
Du vermagst mein traurig Loos zu wenden,
schaffst die Hölle mir zum Paradies.

Meiner Sorgen Geister flieh'n dahin,
und kein Schmerz naht meinem Zauberkreise;
holde Stimmen flüstern in mir leise:
„neues Leben bringt ein neuer Sinn."

Ja, ein neues Leben thut sich auf;
Heiterkeit in dieses Lebens Mitte,
Blumen um mich her bey jedem Schritte,
und zum ew'gen Glück eilt rasch der Lauf.

Schwere Stunde.

Ach, wie ist mir heut so bange!
Ach, wie nagt mich tiefe Pein!
Alles flieht, was ich verlange;
was mich schmerzt, dringt auf mich ein.

Alles kommt mir hart entgegen,
drängt mich ohne Rast und Ruh.
Was nur Trübsinn kann erregen,
zieht, wie Wolken, auf mich zu.

Ohnmacht hält mich fest gebunden,
jede Lebens-Stimme schweigt,
jede Gabe schöner Stunden,
auch die heit're Klarheit weicht.

Ach, nimm Freud' und Hoffnungs-Schimmer,
Alles, drückendes Geschick!
Nur das Eine nimm mir nimmer:
nicht den freyen Lebensblick!

Glaubens-Hülfe.

Du Gotteszuversicht,
Glaube, verlaß mich nicht!
Du Lebens-Unterpfand
nach Dir greift meine Hand.

Fest auf der Lebensbahn
führe mich himmelan!
Halte mich sicher da
wo mir der Abgrund nah.

Nur wer den Abgrund kennt
den Gott die Hölle nennt,
Glaube, der greift nach Dir,
du bist sein Heilspanier;

Glaube, der läßt dich nicht,
was auch die Welt verspricht,
was auch die Welt ihm droht:
denn du besiegst den Tod.

Tod rafft das Leben hin,
Tod ist der Zeit Gewinn:
doch vor dem Tod nicht bebt,
Glaube, wer in dir lebt.

Bekehrung.

Ich will mich nicht von dir entfernen,
Du sollst nun immer bey mir seyn:
Dich will ich hören, von Dir lernen,
Mein Herz sey nun auf ewig Dein!

Geirrt genug auf falschen Wegen
hab' ich. Du trugst mit mir Geduld,
kamst unermüdet mir entgegen,
vergabst mir immer neu die Schuld.

Du hobst mich auf nach schwerem Falle,
und sank ich Thor auch noch so tief.
O, wer erzählt die Sünden alle,
von denen ab Dein Geist mich rief.

Zwar oft ermannt' ich mich, und dankte
Dir Hülf' und Rettung aus Gefahr:
ich sammelte die Kraft und wankte
zu Deinem heiligen Altar.

Doch kaum die Fackel angezündet,
kaum heil'ges Opfer in der Hand,
kaum reuig-fromm Dir neu verbündet
umschlang mich neu der Sünde Band;

herab von Deiner Himmelsleiter
die Sprossen, die ich schwer erstieg,
glitt' ich, wie schnell! und immer weiter
hinab; und Deine Stimme schwieg.

Doch war's Dein ewig heil'ger Wille:
Dein Sünder sollte nicht vergehn.
Ich lag in tiefer, dumpfer Stille,
zu schwach von neuem zu erstehn.

Lang lag ich so, gelähmt die Glieder,
zerknirscht das Herz voll bitt'rer Reu':
doch endlich regt der Muth sich wieder,
der Trieb zu Dir wird wieder neu:

mich labt aus Deines Lieblings Munde
das Vorbild vom verlohrnen Sohn.
Und sieh, in heil'ger Reue Stunde,
blickst auch auf mich, Du Vater, schon:

es strahlet neue Wärm' und Klarheit
Dein Vaterauge auf mich ein,
und Deiner Lehre reine Wahrheit
glänzt mir im hellen Sonnenschein:

es läutert sich mein inn'res Wesen
und kehrt sich ganz Dir wieder zu;
die Hoffnung, gänzlich zu genesen,
erfüllt mein Herz mit Himmelsruh;

erquickt, gestärkt durch Deine Gnade
raff' ich beherzt mich wieder auf,
und wieder auf dem rechten Pfade
beginnt mein neuer Lebenslauf.

Nun halte mich, du starker Retter!
Laß Deine Hand von mir nicht ab!
Dein Glaube sey in Sturm und Wetter
fortan mein sich'rer Wanderstab!

Wie lieblich ist's, in Deinem Frieden
Zum ewig=sichern Ziel zu gehn!
Laß Jeden, der Dich scheu gemieden,
den Ruf zum Leben doch verstehn!

Mystisches Wort.

In dieser bunten Wechselwelt
ist manches Zeichen hingestellt
des Lebens Tiefen zu erkennen,
die keine Worte keiner Sprache nennen.
Wenn in der Nacht das Firmament
in Millionen Flammen brennt:
thut nicht sich hier im Sternenlauf
ein unermeßnes Werden auf?
Wenn auf der neuverjüngten Erde
in jedem Jahr mit neuem: Werde!
die unsichtbare Bildnerkraft
der Rose holdes Bild erschafft:
will sie da nicht ein deutlich Zeichen,
daß sie die Liebe sey, uns reichen?
Das Tiefste doch wird offenbar
wenn vor geheiligtem Altar
ernst des geweih'ten Priesters Mund
zwey Seelen ein't zum ew'gen Bund.
Des Weltenheiligthumes letzte Pforte
geht strahlend auf in dem geheimen Worte:
Vermählung. Dieses Zeichens tiefer Sinn
weis't auf des Werdens hohes Ende hin.

Ein Gleiches.

Licht und Nacht.

O Pracht des Lichts! o Herrlichkeit des Lebens!
du wogend Meer von schöpferischen Strahlen
die in die Nacht hin bunte Welten mahlen
voll Blüthenkraft und ewigregen Strebens!

O heil'ge Nacht, voll mütterlicher Liebe!
Du reicher Schoos von Welt-erfüllten Zeiten
die spielend durch des Abgrunds Räume gleiten
sich flieh'nd und suchend voll vom seel'gen Triebe.

O Nacht! o Licht! ihr ewig-jungen Gatten,
die nimmer ruhn, noch schlafen, noch ermatten,
die ewig zeugen, ewig neu gebähren:

wo wär die Welt, wenn Zwietracht je euch trennte?
erstarrt, zerstreut ins Nichts der Elemente!
Doch euer Bund schafft und beglückt die Sphären.

Zweyte Abtheilung.

Aus häuslichem Kranze.

An Henriette.

Was bring' ich dir, mein süsses Leben,
am Tage der mich reich gemacht?
Ich kann dir nur im Bilde geben
was in dir selbst du mir gebracht.

Nimm was der Winzer dir gelesen,
nimm das Geschenk der Gärtnerin:
den Blumen gleicht dein freundlich Wesen,
den Früchten gleicht dein milder Sinn.

Wie du auf diese Rosen nieder,
auf diese Trauben, freundlich blickst;
so seh' ich täglich froh dich wieder
wie hold und gut du mich beglückst.

Am Weinachtstage.

Des Kerzenbaumes bunter Lichter-Schimmer
der durch die dunkle Morgendämm'rung dringt
und in das kleine, häuslich-stille Zimmer
des vollen Tages heitres Leben bringt:
erweckt das Herz aus seinem Alltags-Schlummer,
verbreitet Freude, scheucht den düstern Kummer.

Ja, Freude-bringend, Freude-deutend strahlet
der Gaben-reichende, der heitre Baum.
In zaubrisch-seliger Erinn'rung mahlet
das Herz, ihn schauend, sich der Kindheit Traum,
den süßesten der je uns einst entzückte
und mit des Himmels Vorgefühl beglückte.

Von neuem sind wir Kinder, und wir spielen
sorglos und heiter in der trauten Welt,
auf welche nicht des Schmerzes Pfeile zielen
und welche nicht der Sorge Netz umstellt.
Von Pracht umglänzt aus unsern Kinderjahren,
sind wir so froh wie wir als Kinder waren.

Und dieser Lichter-Glanz und diese Fülle
von kleinen Gaben, sprich, was deuten sie?
Sie sind ein Sinnbild nur, nur eine Hülle
des Glücks, das einst uns dieser Tag verlieh,
der uns das holde Wunderkind gesendet,
das unvergänglich-reiche Freude spendet.

Der Kinderjahre Lust ist nur ein Schatten
von jenem Frieden, jener Seligkeit
die sich mit jedem frommen Herzen gatten
das gläubig sich der Himmels-Hoffnung weiht.
Ihm weicht die Nacht der Sorgen und der Plagen;
sein Glaube lehrt: in keiner Noth verzagen!

Drum laß den hellen Schimmer dieser Kerzen,
Geliebte, Dir ein holdes Sinnbild seyn.
Ein steter Christ-Tag strahlt in unsern Herzen,
zieht nur der Glaub' in unsre Herzen ein.
Ein Herz, der Gottheit mit Vertrau'n ergeben,
lebt ohne Sorg' und Furcht ein himmlisch Leben.

Zum neuen Jahr.

Das alte Jahr ist nun verronnen.
es führt' uns nicht zu festem Ziel.
Das neue Jahr hat nun begonnen,
und wir sind neuer Zukunft Spiel.

Was wird das neue Jahr uns bringen?
Wird's Unruh oder Friede seyn?
Wird unser Streben uns gelingen?
führt uns das Glück zum Hafen ein?

Blind stehn wir an der Zukunft Pforte,
sie öffnet sich dem Blicke nicht,
und dunkel sind noch alle Worte
die ein weissagend Schicksal spricht.

Was ziemt uns wohl in diesen Tagen
der schwankend-unruhvollen Zeit?
Mit festem Muth das Loos zu tragen
zu dem der Geist der Zeit uns weiht!

Nicht ängstlich vorwärts nur zu schauen:
die Sorge ist des Friedens Grab!
nur an dem innern Glück zu bauen,
das in die Hand ein Gott uns gab.

Kein Freudenhimmel blüht auf Erden;
in uns nur wohnt das Himmelreich.
Nur immer, immer besser werden:
dieß macht uns glücklich, macht uns reich!

Zum Nahmenstage.

Wenn heut' ein großer Herr ich wär',
da wüßt' ich was ich thät:
da holt' ich Musikanten her,
zu blasen früh und spät;

Da gäb' ich großen Ball und Schmaus,
da würde hoch tractirt,
und Abends dann das ganze Haus
schön bunt illuminirt.

So bin ich nur ein armer Wicht!
wie ich mich mühen mag:
mehr als ein Blümchen hab' ich nicht
zum Henrietten-Tag.

Doch nein! zum Wunsch ein Wörtchen doch:
Leb' unter Freud' und Scherz
viel Henriettentage noch
du liebes, liebes Herz!

Zur Bundes-Feyer.

In herbstlich buntem Kranze
blickt dieser Tag uns an
und bricht in mildem Glanze
den künftigen die Bahn.

So hoffen wir am neuen,
am heitern Bundestag.
Nie wird die Hoffnung reuen
den, der sie pflegen mag.

Doch, was wir auch im Leben
erwünscht, ersehnt, erstrebt:
Gott mög' uns das nur geben
was uns zu ihm erhebt.

Dem Abend-Kränzchen.

Ein Wassertröpfchen zart und klein,
da hängt es, wie die Perle rein,
und tausend Farben spiegeln sich
im Wassertröpfchen inniglich.

Jezt fließt ein neues Tröpfchen zu:
das erste schwankt aus seiner Ruh,
doch hält es sich mit inn'rer Kraft
die beyden Tropfen Einheit schafft.

Hängt sich ein drittes Tröpfchen an:
nun ist's um Ruh' und Halt gethan:
das Tröpfchen groß, das Tröpfchen schwer,
es sinkt, und fällt, und ist nicht mehr.

Dritte Abtheilung.

Lieder aus geselligem Kreise.

Zur Abend-Feyer.

Wohl ist es schön am hellen Tage
wenn Alles um uns glänzt und lacht!
doch jeder Tag hat seine Plage
und ihren Balsam hat die Nacht.

Wenn Wald und Feld und Wiese schweigen
und Lärm die Straße nicht mehr füllt,
die Vögel ihre Häupter neigen
im zarten Fittig eingehüllt:

da sitzt sich's schön im trauten Zimmer
im stillen, längst verschloßnen Haus;
da ruht sich's schön beym Lampenschimmer
von allen Tagesmühen aus;

da öffnen sich die vollen Herzen
zum trauten, freundlich-heitern Wort;
und für das Kosen, für das Scherzen
ist jezt die Zeit, ist jezt der Ort.

Weinlied.

Was macht denn das Leben so fröhlich und leicht?
Ein Liedchen beim Weine
im trauten Vereine
das macht uns das Leben so fröhlich und leicht!

Was scheucht denn die Sorgen aus jeglicher Brust?
Ein Liedchen beim Weine
im trauten Vereine
das scheuchet die Sorgen aus jeglicher Brust!

Was stärkt denn zur Arbeit des Tages die Kraft?
Ein Liedchen beim Weine
im trauten Vereine
das stärket zur Arbeit des Tages die Kraft!

So sei denn gesegnet du freundlicher Tag!
du rufst zum Vereine
zum Liedchen beim Weine!
Ein fröhliches Lebehoch schalle dir nach.

Das Hoffen.

Wir hoffen stets durchs ganze Leben,
und Hoffnung würzt uns jeden Tag:
drum soll der Genius uns umschweben
der zu erfüllen sie vermag.

Es ist der Genius des Lebens
der uns als Hoffnung süß durchdringt,
und der die Frucht des reinen Strebens
zu ihrer Zeit zur Reife bringt.

Er eilt durch Gärten, Hain und Fluren
stets rastlos, im gemeßnen Lauf,
und weckt die schlummernden Naturen
zu schönem Hoffnungs-Leben auf.

Die Knospe, zart und streng verschlossen,
ist schon dem Blüthenduft geweiht!
und, ist der Blüthenduft zerflossen:
in grüner Frucht keimt Süssigkeit.

Auch wir sind Knospen: froh zu blühen,
am Lebensbaume, keimen wir;
auch uns soll süsse Frucht entglühen,
des großen Gartens schönste Zier.

Drum hoffet stets durchs ganze Leben!
Euch würze Hoffnung jeden Tag!
Euch möge stets der Geist umschweben,
der zu erfüllen sie vermag.

Ein Lied im alten Styl nach alter Weise.

Sagt, wie sitzt sich's hier so traulich
in der Freunde liebem Rund!
Bald im Scherze, bald erbaulich
kreis't das Wort von Mund zu Mund,
und die Herzen,
hell wie Kerzen,
brennen froh in Freud' empor.
Nur der Trübsinn dünkt uns graulich
laut verdammt ihn unser Chor.

Zwar die Kinderlust, verronnen
ist sie mit der Kinderzeit.

Nicht mehr schmecken wir die Wonnen
die das Kind den Träumen leiht;
und verflogen
ist der Bogen
bunter, leichter Lebenslust:
doch dafür hat auch gewonnen
festes Ziel die feste Brust.

Nicht mehr haschen wir vergebens
nach dem Glück das uns entflieht.
Nur das stete Glück des Lebens
ist's was uns're Herzen zieht.
Glück für immer
ohne Schimmer,
das in Herzenstiefe wohnt,
ist das Ziel des ernsten Strebens
das uns heut' und ewig lohnt.

Bundeslied.

Singt jetzt, mit Britten=Naß
hochangefüllt das Glas:
Heil unserm Kreis!
Giebt's auf dem Erdenrund
wohl auch noch einen Bund
so treu mit Herz und Mund?
Sagt es, wer's weiß?

Doch wenn's auch Andern nicht
an Lieb' und Treu' gebricht:
Wir stehn nicht nach!
Schon manches Jahr verschwand
das uns beysammen fand;
Wanken und Unbestand
gilt uns für Schmach.

Es wächst mit jedem Jahr,
wie ihn das Glück gebahr,
lauter und rein,
gleich edler Rebe Saft
dem wechselnd Geist und Kraft
wachsendes Alter schafft,
unser Verein.

Drum bringt bey jedem Fest,
das uns Gott werden läßt,
ihm seinen Theil.
Ruft laut im Rundgesang,
ruft laut im Gläserklang
tönend die Reih' entlang:
dem Bunde Heil!

Finale.

Nun lebe wohl du lieblichstes der Feste,
du Fest zur schönen Rosenzeit!
der Kranz der Freude schmückte Wirth und Gäste:
ihr bleibe dieser Tag geweiht!
Und kehrt er nun zurück im Rosenglanz,
so strahl' er neu, der Tag im Rosenkranz!
die reine Freude schmecken bleibt das Beste
von nun an bis in Ewigkeit!

Fürwahr!

Schön sitzt sichs in der Runde, fürwahr!
Im trauten Freundes Bunde, fürwahr!
Und die Zeit enteilt so schnell
Wie die kleine flücht'ge Welle
Von dem sanften Murmelquell
Fürwahr, Fürwahr!

Ach wenn's doch stets so bliebe, fürwahr!
Die Freundschaft wie die Liebe, fürwahr!
Ist des Lebens lichter Glanz;
Und von allen schönen Kränzen
Flechten sie den schönsten Kranz
Fürwahr, Fürwahr!

Haus-Weihe.

Ein Lied dem Ort auch laßt uns bringen
der uns von nun an hold umfaßt!
Es lasse hell sein Glas erklingen
dem neuen Wohnplatz jeder Gast!

Wir sitzen froh im neuen Hause:
am schönsten Tag' weihn wir es ein!
Aus alter, lieber enger Klause
zieht Fried' und Freude mit herein.

Wir sitzen treu wie dort beysammen:
bald sind auch hier wir eingewohnt;
es brennen hell des Lebens Flammen,
wie dort, wo Ruh' und Glück gethront.

Drum Dank den nun verlaßnen Laren,
und Segen diesem neuen Heerd!
des Lebens Gott mög' ihn bewahren,
von jedem Unfall unversehrt!

Auf Wirth und Hausfrau, fromm und bieder,
mit ihrer Küchlein muntrer Schaar,
geuß, Himmel reichen Segen nieder
noch manches liebe stille Jahr.

Und laß uns oft hier fröhlich weilen
in trauter Ruh' und Einigkeit,
und alles Gut des Lebens theilen.
So sey dieß Haus uns eingeweiht!

Zum Einzug.

Nicht ohne Lied laßt uns beginnen
den ersten Abend hier im Haus!
Der kahle Herbst trieb uns von hinnen,
der Frühling lockt uns neu heraus.

Der Winter, schnell ist er verschwunden;
und auch der Winter bringt Gewinn.
Wer dachte wohl in schönen Stunden
nach dem verwaisten Dörfchen hin?

Wie oft, im engen, trauten Zimmer,
saß unser Kreis zur Winternacht,
bey edler Lampe hellem Schimmer!
Da ward der Zukunft nicht gedacht!

Allein die Zukunft kommt gezogen
und wird zur holden Gegenwart.
Wie ist der Frühling uns gewogen,
dem wir entgegen längst geharrt!

Jezt, wo uns Grün an allen Orten,
in Garten, Busch und Wies' umgiebt,
jezt öffnen sich der Freude Pforten
für Jeden, der die Freude liebt.

Jezt laßt Euch doppelt lieb das Leben
im Freyen unter Freunden seyn!
geh' Euch das Schaffen und das Weben
des Frühlings recht zu Herzen ein!

Jezt möge sich das Herz erweitern!
Die Sorge bleibe weit zurück!
Jezt möge sich die Stirn erheitern
für neues Leben, neues Glück!

Drum weiht so Haus als Garten heute,
für dieses Sommers Freuden ein!
Und Wirth und Wirthin, lieben Leute,
sie mögen stets uns günstig seyn!

Erinnerung.

So wären nun wieder vom festlichen Tag
die freundlichsten Stunden
behaglich verschwunden!
Als Echo tönt freundlich Erinnerung nach.

Ein vielfaches Echo vergangener Zeit
weckt ähnliche Feste:
drum fröhliche Gäste,
Ein Becher noch sei der Erinn'rung geweiht!

Erinn'rung den Lieben, die bey uns geweilt,
und fröhliche Tage
mit Sang und mit Sage
im heitersten Kreise der Freunde getheilt.

Drum sei uns so Norden als Süden gegrüßt!
Ost, West uns desgleichen!
Was Jedem dort eigen
das sei uns mit heiligem Munde geküßt!

So stoßet denn laut auf „Erinnerung" an!
Tönt künftig die Leyer
zu künftiger Feyer:
sei Gleiches dem heutigen Tage gethan!

Zum Schluß des Jahres.

1.

Laßt uns des Jahres Rest
würdig beim heitern Fest
ehren im Kreis!

Viel hat es angefacht!
manch Gut, manch Glück gebracht!
Ob uns das künft'ge lacht?
sagt wer es weiß!

Scheiden ist böses Wort!
doch drängt das Leben fort,
Zeit, sie entflieht.
Zeit ist kein festes Land,
Zeit kennt kein festes Band
das man mit sichrer Hand
stets nach sich zieht.

Sagt nun was haben wir
wenn wir des Jahrs Revier
lustig durchhetzt?
Bilder der Tage fliehn
die fest uns an sich ziehn
„Jahr du warst nur geliehn",
heißt es zuletzt.

Dennoch sei, flücht'ge Zeit,
dir unser Dank geweiht
am Fest = Altar.
Was uns im Busen lebt,
sich zu enthüllen strebt,
wird in die Zeit gewebt,
ins flücht'ge Jahr.

Dank daß du ůns geůbt
auch wo du uns betrůbt,
Jahr du des Herrn!
Doch uns, in reiner Brust
des Ew'gen recht bewußt,
ist nicht dein Flieh'n Verlust,
lassen dich gern!

Sinke denn Jahr hinab
in deiner Brůder Grab,
todt fůr uns hier!
Aber es ist ein Geist
der alles leben heißt
auch was der Tod entreißt.
Ihm leben wir!

Zum Schluß des Jahres.

2.

Das Jahr ist schnell mit Pfeilesflug entflogen,
mit mancher Lust und Trauerklang:
doch seine letzte Stunde kommt gezogen
mit langsam feierlichem Gang.
Haltet die Stunde die letzte noch fest:
weiht ihr ein Wort zu dem heiteren Fest.

Wir saßen oft wie heut', im frohen Kreise,
und schmeckten rein des Lebens Glück:
ein Jeder gab sich hin auf seine Weise,
erhielt der Freunde Herz zurück.
  Denket der fröhlichen Stunden mit Lust!
  Bleibet genossenen Glücks euch bewußt!

Wo sind sie hin, die fröhlich schönen Stunden?
Wo blieb lebend'ge Wirklichkeit?
Mit flücht'gem Jahr ist alles hingeschwunden
was wir dem Augenblick geweiht.
  Sehet des Lebens strenges Geschick:
  flüchtig ist immer der Augenblick.

Wer giebt uns Kraft das Leben fest zu halten
das unaufhaltsam strömend eilt?
Laßt nur in Euch das Göttlich-Ew'ge walten
das ohne Wandel in Euch weilt!
  Seht und Ihr fesselt die Zeiten im Flug;
  habt ihr das Ew'ge, so habt Ihr genug.

So fleuch denn hin mit raschen Adlersschwingen
zu deiner frühern Brüder Schaar;
und heit're Grüße mögst du von uns bringen
du flücht'ges Wechsel-reiches Jahr!
  Wir nun, wir stehen im Ewigen fest:
  Ihm sei die Arbeit des Tag's und das Fest!

Zum Jahres-Schluß.

Ernst tönt der Glockenschall,
rufet die Menschen all',
mahnend, zum Ernst.
Sprich aus, du scheidend Jahr,
noch ein Wort, ernst und wahr,
eh' du dich immerdar
scheidend entfernst.

„Flüchtig ist alles Ding,
sey's mächtig, sey's gering,
nichts hat Bestand.
Zeit ist ein eitles Wort,
Zeit trägt den Menschen fort;
fest nirgends, hie und dort,
greift seine Hand."

„Doch wo die Zeit entquillt,
wo sich das Toben stillt,
da wankt nichts mehr;
da weicht des Scheidens Schmerz,
da sinkt das bange Herz,
schwach, nicht mehr erdenwärts,
von Sorgen schwer.

„Fromm seyn und ohne Schuld,
fest harren in Geduld,
das lehrt die Zeit.
Was sie lehrt, wohl verstehn,
Flüchtiges ernst verschmäh'n,
auf das, was festhält, sehn:
das lehrt die Zeit."

Nun, Lieben, thut darnach,
denket, daß jeder Tag
flüchtig stets war.
Drum, Dank dir, scheidendes,
lehrendes, leitendes,
Gutes bereitendes
zeitliches Jahr.

Und so willkommen dann,
der sich im Nu entspann,
Tag neuer Zeit!
Welch Jahr du führst herbey:
festem Vertrauen sei,
von Schuld und Reue frey
das Herz geweiht!

Zum Jahres-Schluß.

4.

Ein ernstes Lied des Jahres letztem Tage!
Ein Lied im feyerlichen Chor!
Steig' zu den Sternen auf, Gesang, und trage
der Herzen Opferflamm' empor!
Vater des Lebens, es dankt dir das Herz
für dieses Jahres Freuden und Schmerz!

Die Freude, wohl erfrischt sie uns das Leben
und treibt im Kreise rasch das Blut.
Doch auch der Schmerz ward uns zum Heil gegeben:
er macht uns weise, macht uns gut.
Darum, o Jahr, zur guten Nacht
sey Dir für beyde Dank gebracht!

Bald ist der letzte Tropfen Zeit verronnen
von diesem schnell enteilten Jahr.
Die Hand aufs Herz! was haben wir gewonnen?
ward Jeder besser als er war?
Sind wir von Flecken geläutert und rein?
Sage sich's Jeder im Stillen allein!

Und sind wir's nicht: so laßt uns muthig kämpfen
im neuen Jahr das vor uns steht,
des Bösen Reiz, des Bösen Macht zu dämpfen

eh' unsers Lebens Hauch verweht.
Tage sind Wellen: du hältst sie nicht auf!
Nimmer kehrt wieder ihr flüchtiger Lauf!

Doch nicht voll Sorg' und Furcht sind' uns die Stunde
die jezt zum ew'gen Abschied naht!
Mit Zuversicht, mit Heiterkeit im Bunde
ergreife Jeder neu die That!
Was noch nicht wurde, das werde vollbracht!
Dieß dir, o Jahr, zur guten Nacht!

Zum neuen Jahr.

1.

Ihr Wächter auf! die ernsten Glocken tönen,
das neue Jahr ersteht!
Es sey geweiht dem Guten und dem Schönen
das nimmer untergeht!

Dies unser Spruch an dunk'ler, heil'ger Schwelle
der Zukunft die uns naht!
dies unser Spruch: so glänzt in heitrer Helle
der neue Lebenspfad.

Es will die Welt den regen Sinn betrügen
mit bösem Zauberstab.
Es will der Geist, der falsche, euch belügen:
O, wehrt ihn von euch ab.

Die Wahrheit sey uns Schild und Wehr und Waffe:
nur sie macht frei allein,
und lehrt uns, daß ein Jeder Gutes schaffe,
recht froh und kräftig seyn.

Drum seyd es auch, seyd immer froh und kräftig,
im neuen Wandeljahr,
fürs Gute nur, fürs Schöne nur geschäftig
so heut als immerdar.

Versammlet euch recht oft im heitern Kreise
mit freyem Lebensblick!
seid immer mild! laßt Jedem seine Weise
wie Jedem sein Geschick.

Recht freundlich uns und brüderlich vertragen
in eines Vaters Schoos:
zum neuen Jahr mit seinen flücht'gen Tagen
sey's unser Wunsch und Loos!

Zum neuen Jahr.

2.

Hört! die hellen Glocken tönen,
grüßen laut das neue Jahr,
das zu ihren frühern Söhnen
uns die Mutter Zeit gebahr.

Lasset laut den Jubel schallen,
 weil wir alle wie wir sind,
hören froh das süße Lallen
 von dem neugebohrnen Kind.

Seht wie klein, wie zierlich ist es!
 und sein Nam' ist Augenblick!
Kommt herbey, herbey! und küßt es!
 seht den holden frohen Blick!
Bleibe süsser holder Knabe
 stets so freundlich und so froh!
daß das Aug' an dir sich labe,
 lächle du uns immer so!

Doch du wächsest bald, ach mächtig
 mit den Tagen hoch heran!
Auch die Zeit kommt, wo bedächtig
 du durchschreitest deine Bahn.
Unter Blumen zwar im Lenze
 wandelst du noch frisch einher:
aber naht des Frühlings Grenze
 wird dir auch dein Wandern schwer.

In des Tages schwüler Hitze
 drückt dich hart der Arbeit Pein
und auf hartem Felsensitze
 ziehst du schwer den Odem ein

doch es lohnt dir Herbstes=Segen
in dem Fruchterfüllten Haus,
und von deinen sauren Wegen
ruhst du still im Winter aus.

Nun da nicht du, stets wie heute
in der Wiege zart verweilst,
bitten wir, daß andre Freude
du auch später mit uns theilst.
Blumen gieb uns, Frühlingskinder!
dann die Frucht, die Herbst dir bricht:
Mache dann, naht sich der Winter,
daß sich neu dieß Kränzchen flicht!

Zum neuen Jahr.

3.

Frisch auf, Cameraden! dem neuen Jahr
entgegen mit frohem Gesange!
Es grüßet der Glocken lebendige Schaar
sein Kommen mit fröhlichem Klange!
Es brennen die Lichter, es jubelt die Stadt:
Willkommen du mächtiger Potentat!

Was bringst du, was hast du in deinem Schoos
du reichster Monarch dieser Erden?
O, bring' uns doch Allen ein heiteres Loos!
Einmal laß recht wohl es uns werden!
Wie Kinder die Mutter, so flehn wir Dich an:
Da mögest recht gütig, recht freundlich dich nah'n!

Hinweg mit dem Dunkel! hinweg mit dem Sturm!
Wir bitten um Klarheit und Frieden!
Es sterbe die Zwietracht, der giftige Wurm,
der lange die Völker geschieden.
Es breit' ihr Panier nun die Eintracht aus
über jegliches Land, über jegliches Haus!

Und laß uns recht fröhlich beysammen nun seyn
und fröhlich das Tagwerk vollbringen!
Es kehret der Muth bey den Fröhlichen ein
und giebt frische Kraft und Gelingen.
Und ist nur das Tagwerk recht redlich vollbracht,
so winkt uns auch freundlich die kommende Nacht.

Noch sind wir beysammen im gastlichen Haus
noch seh'n wir die Gläser ja blinken:
es leerte Sylvester die Bowle nicht aus;
noch giebt es ein Tröpfchen zu trinken.
Dieß Tröpfchen, dem Wirth und den Gästen gebracht,
zum fröhlichen Jahr trinkt's nach fröhlicher Nacht!

Punschlied.

1.

Den Deckel auf! herbey mit jedem Glase!
 Wie schön die Bowle raucht!
der süße Dampf, wie steigt er in die Nase!
 Trinkt, eh der Duft verhaucht!

So recht! stoßt an! der Göttertrunk soll leben,
 bis wir ihn ausgeschlürft!
dieß ist der Quell, den ihr, um hoch zu schweben
 nur reichlich kosten dürft.

Trinkt diesen Quell, und wer verstimmt gewesen
 und in der Milz erkrankt,
Nur kurze Frist! und bald ist er genesen!
 dieß sey dem Punsch gedankt!

Der Punsch, der Punsch er macht die Augen helle
 daß Alles klar man schaut,
da sieht man denn wie leicht auf jeder Stelle
 man sich sein Glück erbaut.

Drum trinkt, und freut euch heiter dieses Tages!
 Kein grämliches Gesicht!
Doch wer sich gern will quälen, nun der mag es,
 wir nur, wir folgen nicht!

Wir scherzen Eins, und lachen Eins, und singen.
So geht der Abend hin:
So wollen wir dieß Stündchen heut verbringen;
so sey uns stets zu Sinn!

Punschlied.

2.

Ein Liedchen zum Punsche, wer wehrt uns denn das?
Es schlürft's ja so munter
der Sänger hinunter
das edle, das liebliche Brittische Naß!

Wie sitzt sich's behaglich im Kreise zur Nacht!
Die Sorge der Tage,
der Aerger, die Plage
wird alles hinweg bei der Bowle gelacht!

Und lieblich ist's, was die Erinn'rung uns schenkt:
verflossene Stunden,
auch böse, sie munden,
wenn Becherklang tief in den Lethe sie senkt.

Und Hoffnung sie naht sich dem fröhlichen Rund:
der Zauber der Lieder
er bannet sie nieder
zu wackerer Freunde vereinigtem Bund.

Drum singet und trinket so lang' es noch raucht
in dampfender Bowle!
Der Kukuk, er hole
den Klotz, der zum Singen und Trinken nicht taugt.

Das Beste.

Wer sagt mir denn nur was das Beste wohl sey
im wechselnden Leben,
im Wirken und Streben?
Das Beste, geschwinde, das Beste herbey!

„Es ist wohl das Beste sich wacker zu freu'n,
und auch auf die Stunde
von dunklerem Grunde
der Freude verschönernde Blumen zu streu'n!"

Die Freude, sie reicht wohl für immer nicht aus!
Drum muß man sich regen
und wacker bewegen:
da kommt schon die Freude von selber ins Haus!

„Doch Arbeit und Mühe wird endlich zur Last,
so gut wie das Scherzen!
Nichts gnüget dem Herzen
wenn nicht du das Beste, das Göttliche hast!"

Das Göttliche, nenn' es mit deutlichem Wort!
„Nur immer das Rechte!
„Nur nimmer das Schlechte!
„Sonst Alles und Jedes am schicklichen Ort!

Drum lebe der Weise, der längst schon es sprach:
„Zu seiner Zeit Alles!"
Und Allen gefall' es:
ich leere das Glas und Ihr folget mir nach!

Schlußwort.

Auf! Noch ein Wörtchen
von Herz zu Mund,
am trauten Oertchen,
im trauten Bund!

Glücklich zu preisen
sind wahrlich wir:
den Stein der Weisen
fanden wir hier:

der heit'res Leben
und Reichthum bringt,
den ängstlich Streben
nimmer erringt.

Sagt uns, ihr Meister,
um ihn bemüht,
sagt uns: wie heißt er?
sagt, wo er glüht?

Nur dem gesunden
Herzen bekannt
ist er uns funden:
„Frohsinn" genannt.

Den Stein, ihr Gäste,
wahret ihn treu!
Bey jedem Feste
strahl' er euch neu!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinroth, Johann Christian August

Gesammelte Blätter

Bd.: 3. Prosa und Poesie. - 1820. - 348 S.

Leipzig 1820

P.o.germ. 593 r-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110750-1